

■ Die Berliner Literaturkritik

Jahrgang VII, Nr. 1 | www.berlinerliteraturkritik.de | Frühjahr 2010

Helene Hegemann und die Gazelle
mit der Panzerfaust

Kathrin Röggl
über „die
alarmbereiten“



Von physischen und metaphysischen Gewalten

Der Leipziger Autor Clemens Meyer hat eine tagebuchartige Chronik des Jahres 2009 geschrieben. Gewalt ist darin allgegenwärtig.

Im Schrebergarten der Liebe

Hans-Ulrich Treichels Roman „Grunewaldsee“ handelt von der Unfähigkeit des Langzeit-Studenten Paul, sich zu entscheiden und ein Mann zu werden.

Die Geschichte eines großen Stummfilms

Die Deutsche Kinemathek hat ein beeindruckendes Buch über Fritz Langs Stummfilm-Klassiker „Metropolis“ (1925/26) zusammengestellt.

WIEDER DA!

Baby-Boom bei den Kegelrobben vor Helgoland

WEITERE THEMEN:

GEFAHR AUS DEM DRUCKER - Wie Feinstaub die Gesundheit angreift | LEERE MEERE - Zur Lage der Fische
ROLLE RÜCKWÄRTS - Der Politikwechsel von Schwarz-Gelb

Die neue Ausgabe jetzt am Bahnhofskiosk

www.greenpeace-magazin.de oder einfach anrufen 040/808 12 80-80.

Auch im günstigen Abo mit exklusiven Prämien.

greenpeace
magazin.

Inhalt

- 4 **Martin Spieß** *Axolotl Roadkill. Roman.* Von Helene Hegemann. Ullstein Verlag, Berlin 2010. 208 Seiten.
- 5 **Frauke Lengermann** *Grunewaldsee.* Von Hans-Ulrich Treichel. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2010. 237 Seiten.
- 6 **Peter Schulz** *Niederungen.* Von Herta Müller. Carl Hanser Verlag, München 2010. 144 Seiten.
- 8 **Roland H. Wiegenstein** *George Grosz: Ein kleines Ja und ein großes Nein. Sein Leben, von ihm selbst erzählt.* Schöffling & Co. Verlag, Frankfurt am Main 2009. 416 Seiten.
- 10 **Thomas Hummitzsch** *Grasblätter.* Von Walt Whitmann. Nach der Ausgabe von 1891/92 erstmals vollständig übertragen und herausgegeben von Jürgen Bröcan. Carl Hanser Verlag, München 2009. 860 Seiten.
- 11 **Tristan Wagner** *Gewalten. Ein Tagebuch.* Von Clemens Meyer. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2010. 192 Seiten.
- 12 **Roland H. Wiegenstein** *Fritz Langs „Metropolis“.* Herausgegeben von der Deutschen Kinemathek. belleville Verlag, München 2010. 400 Seiten.
- 13 **Leonhard Reul** *Wende. Wandel. Wiedersehen. 20 Jahre danach.* Von Joachim Liebe und Thomas Brussig. Koehler & Amelang Verlag, Leipzig 2009. 128 Seiten.
- 14 **Carolin Beutel** Interview: „Wir sind an die Erzählung von Katastrophen gewöhnt“. Gespräch mit der Schriftstellerin Kathrin Röggla über ihren neuen Prosaband „die alarmbereiten“ (2010).
- 16 **Daniel Möglich** Autorenporträt: Rainer Maria Rilke.
- 17 **Tobias Roth** *Frühling im Jadehaus.* Von Mingxiang Chen. Reclam Verlag, Ditzingen 2009. 256 Seiten.
dieses Jäckchen (nämlich) des Vogel Greif. Gedichte 2004-2009. Von Friederike Mayröcker. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2009. 342 Seiten.
Bancor. Von Daniel Falb. Kookbooks, Idstein und Berlin 2009. 64 Seiten.
- 18 **Christoph Held** *Das Ballettmädchen. Eine Berliner Novelle.* Von Mori Ôgai. Aus dem Japanischen von Jürgen Berndt. be.bra verlag, Berlin 2010. 120 Seiten.
- 18 **Angelo Algieri** *Lange Nächte Tag. Liebesroman.* Von Simon Froehling. bilgerverlag, Zürich 2010. 196 Seiten.
- 18 **Martin Spieß** *Man down.* Von André Pilz. Haymon Verlag, Innsbruck 2010. 276 Seiten.
- 19–22 Literaturkalender für Deutschland

IMPRESSUM:

Die Berliner Literaturkritik (ISSN 1613-6292), Jahrgang VII, Nr. 1 (Frühjahr 2010).

Die Berliner Literaturkritik erscheint vierteljährlich: Frühjahr (Ausgabe für Mrz/Apr/Mai): erscheint Anfang März; Sommer (Ausgabe für Jun/Jul/Aug/Sept): erscheint Anfang Juni; Herbst (Ausgabe für Okt/Nov): erscheint Anfang Oktober; Winter (Ausgabe für Dez/Jan/Feb): erscheint Anfang Dezember. Die Hefte werden gratis an Buchhandlungen, Bibliotheken und andere Kulturinstitutionen zur Auslage verteilt. Teilen Sie uns bitte per E-Post mit, wenn Sie in den Verteilerkreis aufgenommen werden möchten und mindestens 200 Exemplare verteilen können.

Redaktion: Martin Schrader (Ltg., v.i.S.d.P.), Daniel Möglich, Linde Kumke. Redaktionelle Mitarbeit: Carolin Beutel, Monika Thees. Redaktionsassistentz: Dorothee Arndt, Christine Körner, Phillip Hartwig, Peter Schulz, Helena Werner.

Zeichnungen: Bernd Zeller.

Herstellung & Gestaltung: Martin Schrader.

Anzeigen-Telefon: ++49 (0)30 804 96 201.

Leserbriefe per E-Post: blk[at]berlinerliteraturkritik.de. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe unter Umständen gekürzt zu veröffentlichen. Wir veröffentlichen Leserpost auf unseren Internetseiten, nicht im Heft. Bitte teilen Sie uns mit, falls Sie mit einer gekürzten Veröffentlichung Ihres Leserbriefes nicht einverstanden sind.

An allen Inhalten in der Berliner Literaturkritik hält die Redaktion die Verwertungsrechte. Die Nutzung der Inhalte darf nur zum privaten Gebrauch erfolgen. Nachdruck und andere Nutzung von Texten, Zeichnungen und Fotos (auch von Details und Auszügen) nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktionsleitung. Die Redaktion übernimmt keine Verantwortung für die Richtigkeit der Angaben in Texten namentlich gekennzeichnete Autorinnen und Autoren. Diese vertreten ihre eigenen Meinungen, nicht die der Redaktion der Berliner Literaturkritik. Die Redaktion übernimmt auch keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Zeichnungen und anderes. Redaktionsanschrift: Am Sandwerder 1, 14109 Berlin; Tel.: ++49 (0)30 804 96 201. Fax: ++49 (0)30 804 96 203. E-Postfach: blk[at]berlinerliteraturkritik.de. Internet: www.berlinerliteraturkritik.de.

Bildnachweis:

Foto Titelseite u. S. 15 (Katrin Röggla): © Jürgen Bauer.

Foto S. 4 (Helene Hegemann): © Sören Stache.

* * *

Rezensionen im Internet

UWE JOCHUM: Geschichte der abendländischen Bibliotheken. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2010. 160 Seiten, 87 farb. und 17 s/w Abbildungen.

•

SIRI HUSTVEDT: Die zitternde Frau. Eine Geschichte meiner Nerven. Aus dem Amerikanischen von Uli Aumüller und Grete Osterwald. Rowohlt Verlag, Reinbek 2010. 224 Seiten.

•

CHRISTOPH SCHLINGENSIEF: So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein! Tagebuch einer Krebserkrankung. Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln 2009. 254 Seiten.

•

COLUM McCANN: Die große Welt. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Dirk van Gunsteren. Rowohlt Verlag, Reinbek 2009, 540 Seiten.

•

HELLMUTH KARASEK: Ihr tausendfaches Weh und Ach. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2009. 270 Seiten.

* * *

Folgen Sie diesem Link:

www.berlinerliteraturkritik.de

* * *

Oder kaufen Sie gleich in unserem Online-Buchladen

Ihr Wunschbuch:

www.berlinerliteraturkritik.de/buchladen

Die Gazelle mit der Panzerfaust



HELENE HEGEMANN: Axolotl Roadkill. Roman. Ullstein Verlag, Berlin 2010. 208 Seiten, 14,95 €.

Von MARTIN SPIESS

„Helene Hegemann erzählt in ihrem ersten Roman vom Leben in einer Welt, die sich von allen Konventionen befreit hat.“ Der Satz stammt aus dem Klappentext zu „Axolotl Roadkill“, und er bringt, unabsichtlich, das Problem des Buches auf den Punkt: dass die 17-jährige Autorin meint, sich außerhalb der Konventionen bewegen zu dürfen, also passagenweise beim Roman „Strobo“ des Berliner Autors Airen und bei einem Kurzfilm von Benjamin Teske abzuschreiben und es dann Kunst zu nennen. Sie gestand zwar, dass es „total gedankenlos und egoistisch“ gewesen sei, ihre Quellen nicht angegeben zu haben. Jedoch: „Ich finde mein Verhalten und meine Arbeitsweise aber total legitim.“ Aha.

Der Ullstein Verlag sieht das glücklicherweise anders und holte nachträglich die Abdruckrechte bei Airen Verlag SuKuLTuR ein. Um nicht das Gesicht zu verlieren, sagte Ullstein-Geschäftsführerin Siv Bublitz jedoch, sie „halte es für völlig inakzeptabel, den gesamten Roman unter den Generalverdacht des Plagiats zu stellen und seinen literarischen Wert zu bestreiten“, nur weil „die Quellen nicht schon in der ersten Auflage des Buches“ genannt sind. Hegemanns Alter gebe niemandem das Recht, ihr die Selbstbestimmtheit als Schriftstellerin abzusprechen.

Das Bezeichnende ist: Der Plagiatsdiskurs ist viel interessanter als das Buch selbst. Das

ist schlecht geschrieben, und seine Autorin wohl vieles, aber keine gute Schriftstellerin. Die Geschichte ist eine Melange aus Traumatisierung durch Mutter-Tod und Coming-of-Age inmitten von Sex, Drogen und Kultur. Protagonistin ist die 16-jährige Mifti, die bei ihrer Schwester und ihrem Bruder lebt, beide hoffnungslos in Drogen versunken. Sie schwänzt die Schule, trinkt, kiff und ach ja: versucht, ihren Seelenschmerz zu analysieren. Das tut sie dann mit Wörtern wie „Duldungsstarre“ und „Autoaggression“. Ihr Vater arbeitet in der Kultur-Branche und tritt nur in Telefongesprächen und Kurznachrichten auf, in denen er sich wenig einfühlsam gibt. Sie solle es durchziehen, hört Mifti von allen Seiten, aber eine Richtung, in die es gehen könnte, kann sie nicht ausmachen.

Die Kritik reagierte vor Bekanntwerden von Hegemanns fragwürdiger Art der Schriftstellerei begeistert auf dieses Debüt. „An ‚Axolotl Roadkill‘ werden sich dieses Jahr wohl alle deutschsprachigen Debüts messen lassen müssen“, schrieb Nadine Lange im „Tagesspiegel“. „Ein deutsches Romandebüt mit einer solchen Kraft hat es lange nicht gegeben“, juchhte Maxim Biller in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“. Georg Diez fand das Buch in der „Süddeutschen Zeitung“ sogar „phänomenal“. Und Ursula März schrieb in der „Zeit“, es sei „ein Kugelblitz in Prosaform und Prosasprache“. Zu guter Letzt wurde das Buch für den Leipziger Buchpreis nominiert.

Nach der Lektüre fragt man sich, ob Kritiker und Jury das gleiche Buch gelesen haben wie man selbst. Bei Tobias Rapp im „Spiegel“

klingt Kritik immerhin an, wenn er schreibt, dass „Axolotl Roadkill“ radikal, sperrig, unfertig und streckenweise schlicht unlesbar“ ist. Das allerdings ist eine üble Untertreibung. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall: Das Buch ist größtenteils unlesbar, es ist eine sprachlich und syntaktisch unerträgliche Qual. Das liegt ganz einfach daran, dass das, was Hegemann dem Leser da als Jugend- bzw. Intellektuellensprache präsentiert, so weit weg ist von der Realität wie Twitter-Texte vom Literaturnobelpreis. Man muss schon in großer Distanz zu jungen Menschen leben, um zu glauben, dass es noch eine nennenswerte Zahl Jugendlicher gibt, die „Was geht“, „fette Boxen“, „am Start“ und „bis zum Getno“ sagen.

Es klappert und knirscht, wenn unvermischbare Metaphern auf Teufel komm heraus miteinander verrührt werden: „Diese junge Frau spielt geschmeidig auf der Klaviatur der Elemente wie eine Gazelle mit Panzerfaust.“ Treffend beschreibt es in diesem Zusammenhang Thomas Steinfeld in der „Süddeutschen Zeitung“: „Entspräche diesem Satzungsetüm eine literarische Technik, müsste man sie so beschreiben: Man suche sich mindestens eine Metapher von der möglichst schrillen, affektgeladenen Sorte, packe sie in einen Satz, der, ohne dass es dafür eine inhaltliche Notwendigkeit gäbe, von hoher syntaktischer Schwierigkeit ist, und lasse sie, in dem Augenblick, in dem der Leser erkennen will, was es mit dem Vergleich auf sich hat, in die nächste, ebenso unpassende Metapher kippen. (...) Das Durcheinander ist Absicht, denn es gibt etwas zu verbergen: einen substantiellen Mangel an Erfahrung.“

Im Schrebergarten der Liebe

HANS-ULRICH TREICHEL: Grunewaldsee. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2010. 237 Seiten, 19,80 €.

Von FRAUKE LENGERMANN

Das Sujet von Hans-Ulrich Treichels Roman „Grunewaldsee“ ist weder neu noch besonders originell. Ungezählt sind die Artikel in Printmedien jedweder Couleur, die sich mit dem Unwillen oder der Unfähigkeit des modernen Mannes zur Reife herumschlagen. Als ein möglicher Grund gilt der durch starke Kriegsverluste bedingte Mangel an männlichen Vorbildern im 20. Jahrhundert – dem heutigen „Dreißiger“ wird als direkte Folge der Drang nach ewigem Kind-Sein und ewiger Unentschlossenheit attestiert. Der weit verbreitete Jugendwahn unserer Zeit tut sein Übriges: Warum also zugunsten der einen Frau, des einen Jobs etc. alle anderen Türen zuschlagen, weiß man doch nie, was hinter der nächsten lockt? Der alternde Körper wird derweil mit Anti-Aging-Cremes, Gingko-Präparaten, Bodyshaping-Kursen und Botox in Form gehalten – dann kann das „echte Leben“ auch ein bisschen später kommen.

Es überrascht uns daher nicht, dass auch die zeitgenössische Literatur sich dem Thema immer wieder annimmt – der US-amerikanische Autor Benjamin Kunkel ließ der Hauptfigur in seinem 2006 erschienenen Roman „Indecision“ gar eine Anti-Unentschlossenheits-Droge verabreichen, um seinem Helden endlich auf die Sprünge zu helfen.

Der Reiz, der in Treichels Text von eben diesem Sujet ausgeht, liegt zum einen in der Konsequenz, mit der sein Anti-Held Paul in der Warteschleife des Lebens herumwabert, und zum anderen in dem gekonnt lakonischeren Ton, in dem die Tristesse von Pauls Leben im „Wartestand“ gezeichnet wird.

Das ist so gut gemacht, und Paul ist so überzeugend in der phantasiebegabten Ausgestaltung seiner im Grunde recht ereignislosen Existenz, dass dem Leser erst nach einiger Zeit aufgeht, wohin das alles führt: zur Vermeidung jedweder zukunftsweisenden Entscheidung, die unweigerlich zum Erwachsen-Werden dazu gehört.

Mit der Erfahrung fehlt Hegemann auch eine Handlung, die man als solche identifizieren könnte. Mifti ist viel auf Partys, viel auf Droge und wenig in der Schule. Das nicht enden wollende Schwadronieren über ihr Leben geht einem nicht nur aufgrund der Unlesbarkeit und Affektiertheit sehr schnell auf die Nerven. Es überwuchert auch die wenigen Stellen, die zeigen, dass Hegemann, begraben unter all dem Sprachschrott, Ansätze zu einer eigenen Stimme hat, die zu entwickeln sich vielleicht lohnte.

Hegemanns Problem ist, dass es ihr an einer Geschichte mangelt. „Was kann man tun, außer abschreiben, im Internet, in einem Roman eines weitgehend unbekannt gebliebenen Autors mit dem Pseudonym Airen, in einem Kurzfilm von Benjamin Teske oder wo auch immer?“, fragt Thomas Steinfeld. Und er stellt die richtige Frage.

Airen, der Berliner Autor, der seinen richtigen Namen nicht nennen will, sieht die Geschichte allerdings ziemlich entspannt: „Helene Hegemann hat mir nichts getan, sie hat mich nicht angegriffen. Mir fehlt nichts, die Geschichte ist immer noch meine.“

Das ist der springende Punkt: Es ist nicht ihre. Umso befremdlicher klingt es, wenn Hegemann in Interviews und Verlautbarungen ihres Verlags zu „ihrer“ Geschichte steht: „Es geht hier nicht um Plagiarismus, sondern um Intertextualität – ein Arbeitsverfahren, das sehr viele Künstler benutzen.“ Dann muss eben dieses Verfahren auch offengelegt und nicht so getan werden, als wären es die eigenen geistigen Früchte. □



Café im
Literaturhaus GmbH

WINTERGARTEN

Fasanenstraße 23

10719 Berlin

Telefon (030) 882 54 14

geöffnet von: 9.30-1.00



Um weiter in der Warteschleife des Lebens kreisen zu können, ist dem ehemaligen Lehramtsstudenten und potentiellen Referendar Paul kein Argument zu abgedreht. Arbeitsplätze können nicht angetreten werden wegen der „Präsenzpflicht am Arbeitsplatz“, die sich in Pauls Phantasie rasch zu einem generellen Toilettengang-Verbot aufbläht. Ein weiteres, unüberwindbares Problem, diesmal in Sachen Referendariat: frühes Aufstehen. Dieses Thema führt Paul in seine Kindheit zurück, wo die Wurzeln seines Unbehagens zu finden sind:

„Denn das einzige, was ihm am Lehrerberuf ganz und gar nicht behagte, war das frühe Aufstehen (...) er fürchtete sich regelrecht davor. Schon seit Schulzeiten. Schon seit der ersten Klasse war es ihm schwer gefallen, früh aufzustehen. Schon als Erstklässler taumelte er gleichsam zur Schule.“

So folgert Paul, dass der Wartestand für ihn die beste Lösung ist: „Ausschlafen können und doch keine Angst vor der Zukunft haben müssen. Ausschlafen können und doch kein Universitätsprofessor sein.“

Um diesen zweifelhaften Zustand beibehalten zu können, nimmt Paul einiges in Kauf. Er fristet sein Dasein in einer dunklen Hinterhofwohnung in Kreuzberg in West-Berlin, es stinkt nach Schmalzgebäck aus der Abluftanlage des Bäckers im Vorderhaus, und allzu oft muss er am Landwehrkanal joggen gehen, um der regelmäßigen Lärmbelästigung durch türkische Musik zu entgehen. Seine Stärke ist es,

aus der Not eine Tugend zu machen: Paul nimmt zwar unwürdigerweise immer noch Geld von seiner Mutter an, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, aber zumindest ist es nur sehr wenig. Und wenig Geld ist in Kreuzberg (zumindest zur Vor-Wendezeit und in einem abgerockten Haus) kein Problem: „Es beruhigte ihn, wie arm man in Kreuzberg werden konnte, ohne sozial ausgegrenzt zu werden. Wer hätte einen auch ausgrenzen sollen? Die meisten waren arm.“ Es ist eben alles eine Frage der Relationen. Und wenn Paul doch mal der unbequeme Gedanke quält, dass er in seinem Heimat-Bundesland Niedersachsen im Nu eine Referendariatsstelle hätte, dann stilisiert er sich gekonnt als „der Kreuzberger, der Gettobewohner, der Straßenkämpfer, der Freund der Türken und Hausbesetzer, der Mann der Metropole“, die Rückkehr in die Provinz wäre ein Verrat an der Sache.

„Grunewaldsee“ ist – sieht man ab von dem Ausflug ins feurige Andalusien – ein ausgesprochenes Berlin-Buch. Treichel malt ein Porträt von Kreuzberg in der Vor-Wende- und Wende-Zeit, das eine Menge Kreuzberger („Studenten-“) Lebensgefühl transportiert und nicht der Komik entbehrt. So findet Paul etwa, dass sich die verschiedenen Bevölkerungsgruppen Kreuzbergs – Proleten, Kleinbürger, Studenten und anatolische Türken – wunderbar ergänzen; nur ein wenig mehr türkisches Traditionsbewusstsein würde er sich wünschen: eine Schafherde auf dem Kottbusser Platz, Ziegen im Hinterhof und ein paar Bergadler hoch im Kreuzberger Himmel: „Das wäre ein Kreuzberg ganz nach seinem Geschmack ge-

wesen.“ Jeder ehemalige und gegenwärtige FU-Student wird sich an den Beschreibungen Dahlems und der Freien Universität laben können und typische Berliner Ausflugsziele, wie der Grunewaldsee und die Pfaueninsel sind wichtige Schauplätze der Erzählung. Gleichsam en passant lernt der interessierte Leser einiges über Schinkel-Architektur und preußische Landschaftsgärtnerei.

Und schlussendlich ist „Grunewaldsee“ auch ein Buch über die Liebe. Auch diese befindet sich – wie sollte es anders sein – im Schwebezustand. Die Jahre überdauernde Sehnsucht nach der verheirateten Maria, mit der Paul eine kurze Affäre verbindet, zehrt von dem abschiedsduseligen Ausspruch Marias „Permanecemos juntos“ („Wir bleiben zusammen“), den sie ihm beim letzten Treffen unvorsichtigerweise mit auf den Weg gibt. Der ideale Grund für Paul für ein jahrelanges Hoffen auf eine glückliche Wiedervereinigung und eine gemeinsame Zukunft. Auch hier melden sich hin und wieder Zweifel, wenn Pauls Realitätssinn sich durchsetzt und ihm die Wartezeit zu lang wird: helllichtig sind seine Reflexionen über eine mögliche Liebesbeziehung, die nicht in Superlativen daherkommen muss und die er als „Schrebergarten der Liebe“ bezeichnet – bescheiden, aber dafür real. „Apfelkuchen-Glück“ nennt das die Dichterin Sylvia Plath in ihren Tagebüchern. Ein schönes Bild. Und es ist ein schönes Buch, das Hans-Ulrich Treichel da geschrieben hat – zwar nicht weltbewegend, auch nicht spektakulär, aber mit einem ganz eigenen, lakonischen Charme. □

Wir warten auf ihren Schrei

HERTA MÜLLER;: Niederungen. Carl Hanser Verlag, München 2010. 144 Seiten, 16,90 €.

Von PETER SCHULZ

Manche Großstädter haben romantische Vorstellungen vom Leben im Dorf. An den Wochenenden fahren sie gerne ins Haus auf dem Land, um vor dem von Montag bis Freitag hektischen Leben im Büro zu fliehen, wo unbeeinträchtigt der Computer rauscht. Ihre Kinder, die sich wochentags in der Enge der Stadt ihr Territorium erkämpfen müssen, können am nahe liegenden See baden und auf der nur selten befahrenen Straße Ball spielen. Die Eltern empfangen derweil Freunde, genießen die Ruhe und grüßen ab und zu den Bauern, der mit seinem Traktor über das Kopfsteinpflaster poltert und mit emotionslosem Handheben zurückgrüßt. Der verträumten Sicht einiger Großstädter hat Herta Müller ihr Buch „Niederungen“ entgegengesetzt, das jetzt vom Carl Hanser Verlag neu aufgelegt wird – leider erst nachdem sie den Nobelpreis für Literatur bekam. Das lange Warten des Verlags war aus

Lesersicht so schade, wie es betriebswirtschaftlich unverständlich war, wurden doch noch im Februar gebrauchte Exemplare von „Niederungen“ über das Internet für Preise von fünfzig bis fast neunhundert Euro gehandelt.

Als das Buch 1982 in Bukarest erschien, begann die Securitate, die Geheimpolizei der Ceausescu-Diktatur, einen Einsatz gegen Herta Müller, der selbst dann fortgesetzt wurde, nachdem sie 1987 nach Deutschland gezogen war. Was die Securitate dazu veranlasste, Herta Müller zu bespitzeln, war die in kurzen Texten beschriebene intellektuelle und moralische Beschränktheit der Bewohner eines Dorfes im deutschsprachigen Banat, das mit Nitzkydorf, dem Geburtsort Müllers, verglichen werden könnte. Das in „Niederungen“ dargestellte Dorfleben schildert ein phantasiebegabtes Kind, das auf sich zurückgeworfen ist, wenn es sich mit dem trostlosen Alltag und der Beschränktheit der Erwachsenen vergleicht. Nicht nur für das Kind sind die Rohheit, Macht und Gewalt der Eltern erschreckend, selbst unter den Erwachsenen gibt es kein respekt- und liebevolles Miteinander. Die Mutter selbst

ist sich ihres unglücklichen Lebens schon früh bewusst, wenn sie ihrer Tochter die Hochzeit der Eltern schildert – wie der Vater die Mutter nicht berührte, nur Kirschkerne ausspuckte und sie zu jener Zeit schon ahnte, „dass er mich im Leben oft verprügeln wird“ und nicht den Mut aufbringt zu sagen „ich will nicht heiraten, aber ich sah das geschlachtete Rind, und Großvater hätte mich umgebracht“.

Die Großeltern gehören zum Ensemble des familiären Lebens und beeinflussen die Erziehung des Kindes. Die Fürsorge des Großvaters besteht darin, dem Kind einzureden, dass Ringelgras dumm mache, dass die Fliegen in den Akazienblüten es verstummen lassen. Die Großmutter, für die das Kind ebenso eine Belastung ist wie für die Mutter, findet kaum freundliche Worte. Die einzige Reaktion der Großmutter ist genervtes Interesse und hartes Zupacken. Wie selbstverständlich wird das Kind geohrfeigt, wenn es nach der dritten Aufforderung nicht ins Haus geht, um Mittagsschlaf zu halten. Für die Eltern und Großeltern ist dieser Umgang alltäglich und das Kind selbst wird für schuldig erklärt, wenn es geschlagen wird; hätte es doch hören sollen auf



Ertrag dürrig ist. Aber sie plagen sich weiterhin ab auf den riesigen Äckern, deren schwache Erträge auch an den widersprüchlichen Anweisungen der Ingenieure liegen. Ihnen werden Ressorts zugesprochen, doch es fehlt ihnen das Können, um die Planwirtschaft durchzuführen.

All die Anstrengungen dieses dörflichen Lebens, des herzlosen Familienlebens, der exzessiven Feldarbeit werden beschrieben, ohne Wertungen, ohne etwas zu verurteilen oder jemanden auszuliefern. Herta Müller findet dafür eine lakonische und unpräzise Sprache. Das Schweigen auf dem Feld ist zu spüren, die monotone, profane Arbeit ist vorstellbar. Wenn das Kind sich seine eigene Welt herbeiphantasiert, um aus der realen Umgebung für einen kurzen Augenblick zu verschwinden, entfaltet Herta Müllers Sprache eine poetische Kraft, die tröstet. Das gewöhnliche Spielen auf dem Hof mit den Früchten der Na-

tur wird zu einem existenziellen Erlebnis:

„Wir jagen Kohlweißlinge mit zerbrechlichen Adern in den Flügeln. Wir warten auf ihren Schrei, wenn wir sie auf die Stecknadel spießen, doch sie haben keinen Knochen im Leib, sie sind leicht und können nichts als fliegen, und das reicht nicht, wenn es überall Sommer ist. Sie flattern sich auf der Nadel zu Leichen.“

Wenn der Großvater dem Kind erklärt, dass man stirbt, wenn eine Biene in den Mund fliegt, dann denkt das Kind Sätze wie diesen:

„Nur manchmal bekam ich Lust zu singen. Ich biß die Zähne zusammen und zerdrückte das Lied. Es kam ein Summen über meine Lippen, und ich schaute mich um, ob nicht gerade wegen dem Summen eine Biene auf mich zukommt.“

So erdichtet das Kind sich mit jeder Geschichte seine eigene Welt, verdreht Aussagen und schafft sich seinen eigenen Ort.

Großstädter werden womöglich, wenn sie das nächste Mal aufs Land fahren, einen anderen Blick bekommen auf das vermeintlich ruhige Leben, das sie dort am Wochenende genießen. Einen eigenen Blick für dieses physisch kräftezehrende Leben hat Herta Müller gefunden, die vor fast drei Jahrzehnten ein bestürzendes und zuweilen komisches, ein dichterisches, ein tröstendes, ein seltenes Meisterwerk geschrieben hat. □

Frauen „stricken sich selber mit hinein in ihre Strümpfe aus kratziger Wolle, die immer länger werden und so lang sind wie der Winter selbst, die Fersen haben und Zehen und behaart sind, als könnten sie von alleine gehen“.

Doch alles Schreckliche hat bei Herta Müller gleichzeitig etwas Komisches, Satirisches, und so zeigt sich neben dem leichten Kopfschütteln über das Leben des liebebedürftigen Kindes, der schlagenden Eltern und begrenzten Intelligenz der Dorfbewohner ein Lächeln, wenn man in dem Text „Das schwäbische Bad“ liest, wie an einem Samstagabend die ganze Familie im selben Badewasser badet und alle sich über dieses falsche Verständnis von Sauberkeit freuen. Gleichzeitig ahnt der Leser: Wichtiger ist, dass die Fenster geputzt sind, die Gardinen weiß aus dem Haus blitzen und man sich mehr sorgt um das Gerede der Leute als um den Gedanken, ob man frisch gebadet ist. In „Dorfchronik“ wird auf komische Art und Weise gezeigt, wie die Dorfbewohner sich eine eigene Sprache aneignen, auf dem Marktplatz werden nicht verschiedene Schweinerrassen verkauft, sondern verschiedene Arten; das Gebäude des Volkstrates wird als Gemeindehaus bezeichnet; der Bürgermeister scheint über alles zu urteilen und wird Richter genannt; und der kleine Laden ist für die Dörfner nur das Geschäft, nicht die Konsumgenossenschaft. Wenn sie vom Ausland reden, dann wird nur vom Westen gesprochen. Doch der so genannte Westen liegt in der Ferne, vielleicht noch in der Phantasie, die Realität ist die harte Arbeit auf den Feldern des Sozialismus, deren

die Anweisungen. Auch das schlechte Gewissen soll ihm in den Kopf steigen, das Eis beispielsweise hat es allein deshalb nicht verdient, weil es im Zug nicht still saß. Und das sensible, im Stich gelassene Kind fragt sich: „Und wen wird sie schlagen, wenn ich groß und stark geworden bin, wen wird es geben, der sich nicht wehren kann vor ihrer harten Hand?“

Die Gefühllosigkeit der Familienmitglieder steigt auf ihren Höhepunkt, wenn die Tiere geschlachtet werden, die mühsam über das Jahr aufgezogen wurden. Mensch und Tier sind für das Kind nicht mehr zu unterscheiden und so, wie es von der Großmutter am Ohr gepackt wird, um gerügt zu werden, greifen die Erwachsenen sich die Flügel und Füße der Enten, zerren das Schwein mit Schreien und Hieben zum Schlachten.

So beschreibt Müller in allen Texten die ständige Schufferei der Dorfbewohner, die jede geistige Herausforderung mit Skepsis betrachten. Die Nachbarin beispielsweise ist wertlos, weil sie nicht den ganzen Tag das Haus putzt, nicht den ganzen Tag auf dem Feld arbeitet, sondern „am hellen Tag Bücher lese“. Müller erzählt von dem Abgrund familiären Lebens, von der Mutter und der Großmutter, für die Schlagen die einzige Erziehungsmethode zu sein scheint, von einem trinkenden Vater, der die einzig liebevolle Berührung zuzulassen scheint, indem er sich von dem Kind die Haare kämmen lässt, es jedoch sogleich wutentbrannt zur Seite stößt, wenn es sein Gesicht berührt.

„(Ich) wusste in diesem Augenblick, daß ich keine Eltern hatte, daß diese beiden niemand für mich waren, und fragte mich, weshalb ich da in diesem Haus, in dieser Küche mit ihnen saß, ihre Töpfe, ihre Gewohnheiten kannte, weshalb ich nicht endlich von hier weglief, in ein anderes Dorf, zu Fremden und in jedem Haus nur einen einzigen Augenblick blieb, und dann weiterzog, noch bevor die Leute schlecht wurden.“

Aber wo soll sie hinlaufen? Die Situation in den Familien ist identisch, das Leben im Dorf ist bei jedem gleich, der Ablauf des Tages ist immer derselbe. Alle Bewohner stellen sich tagein, tagaus der körperlichen Arbeit auf dem Feld zur Verfügung, und wenn die Arbeit getan ist, die Wohnung geputzt, die Tiere versorgt sind, dann merken sie für einen kleinen Augenblick, wie dürrig ihr Leben ist und die

Kronzeuge der tollen Zwanziger

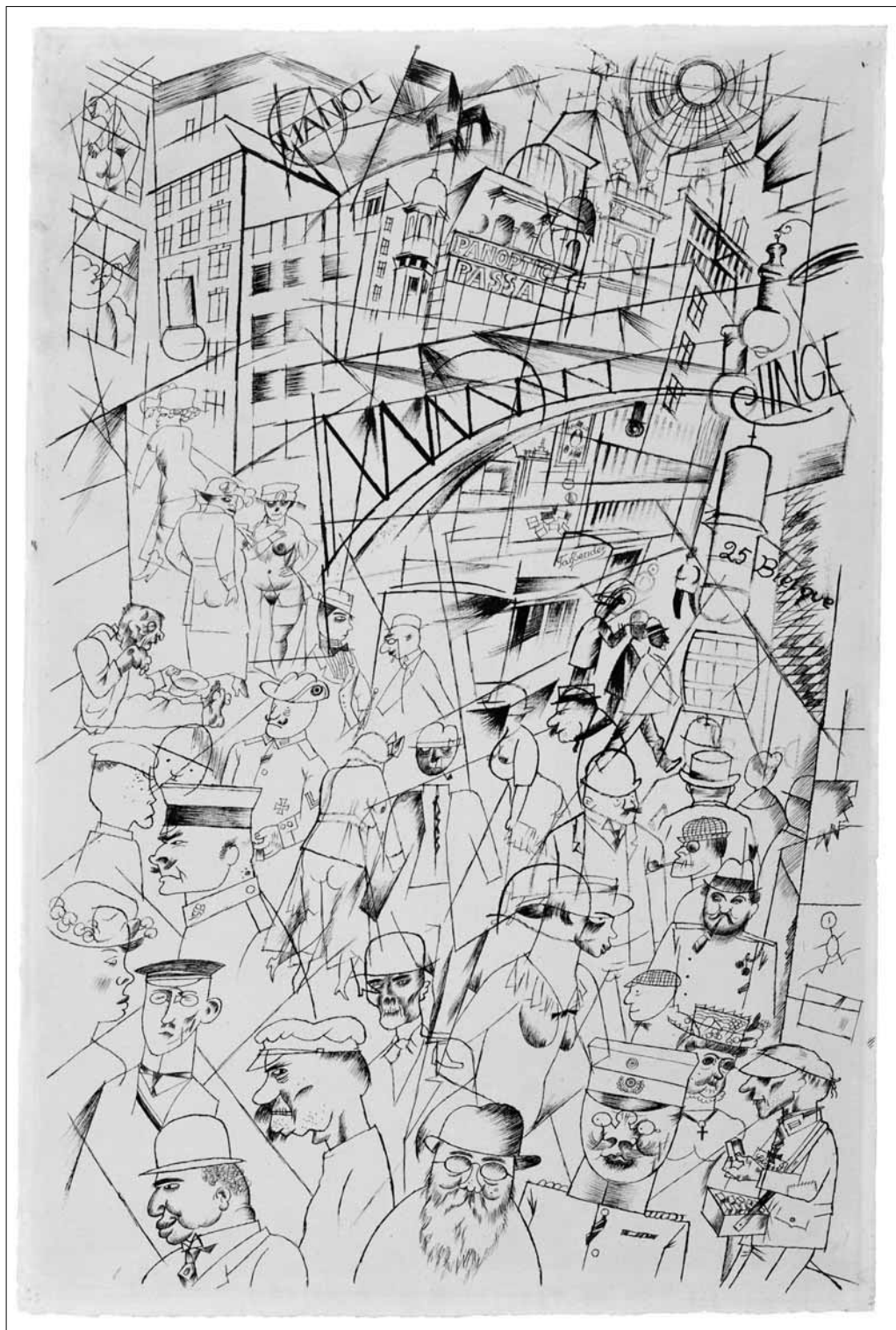
GEORGE GROSZ: Ein kleines Ja und ein großes Nein. Sein Leben, von ihm selbst erzählt. Schöffling & Co. Verlag, Frankfurt am Main 2009. 416 Seiten, 34,90 €.

Von ROLAND H. WIEGENSTEIN

Als 1955 das in den USA bereits 1946 veröffentlichte Buch „Ein kleines Ja und ein großes Nein“ von George Grosz in Deutschland erschien, waren die Meinungen darüber, so habe ich es in Erinnerung, geteilt. Da gab es Grosz' fervente Bewunderer, die sich noch an die wüsten Zeichnungen der Bände „Ecce Homo“, seine haarigen Porträts der „Herrschenden Klasse“, seine entschiedenen politischen Karikaturen dessen erinnerten, was 1933 Wirklichkeit werden sollte – und die nun enttäuscht waren. Sie verübelten dem im Januar 1933 nach Amerika Ausgewanderten dies zweite Leben als das eines „Illustrators“, der gern ein anderer Rockwell, ein anderer Grant Wood geworden wäre und der dies ganz ungescheut auch so geschrieben hatte, für amerikanische Leser die eigene politische Biografie verbergend oder schön redend. Und es gab die anderen, die seine Absagen an die Moderne begrüßten: Es war ja noch „Adenauer-Zeit“.

Das ist lange her, die Neuauflage des Buchs, über ein halbes Jahrhundert später nicht mehr im großen Rowohlt Verlag, sondern 2009 im kleinen Schöffling Verlag – immerhin in einer besonders schönen Ausgabe –, zeigt einen Maler und Zeichner, dessen Weltruhm etabliert ist, als der eines würdigen Nachfahren von Daumier. Seine Bilder hängen in den großen Museen der Welt, seine Zeichnungen und Drucke gehören zum Schatz der Grafikkabine. Er selbst ist im Juli 1959 in einem Berliner Treppenhaus tot zusammengebrochen, wiedergekommen, um zu sterben. 1962 hat er postum in der Berliner Akademie der Künste eine große Retrospektive erhalten – sie hätte ihn gefreut, auch wenn Grosz in New York ein neues, ein anderes Leben hatte beginnen wollen und das auch schaffte: nach Armut und Gelegenheitsarbeiten in den großen Publikumszeitschriften, nach einigen Stipendien, der Gründung einer eigenen Kunstschule, war er angekommen in der Neuen Welt, einschließlich eines Hauses auf Long Island.

Er hatte Amerika sein erstes Leben, das des rebellischen politischen Zeichners geopfert, sich „angepasst“ und, wie es seiner Natur entsprach, nicht ohne eine gründliche Abrechnung mit sich selbst und seinen linken Aktivitäten in Berlin (die ihn 1922 bis nach Leningrad, ins sowjetische Paradies, das so paradiesisch nicht war, führten). Das ist Geschichte geworden und, heute gelesen, wirken die Philippiken gegen Dada und seine Kritik an engagierter Kunst, eher überholt. Er hat doch so oft recht gehabt, wenn schon nicht in der Beurteilung des eigenen Werks! Liest man ge-



George Grosz, *Friedrichstraße*, 1918. (Feder, Tusche, 48,9 x 32,4 cm). Akademie der Künste, Kunstsammlung. © VG Bild-Kunst, Bonn 2010

nauer, so sieht man: Er hat die Zwanziger Jahre, ihre Aufgeregtheiten nicht mehr an sich herangelassen, die eigene Arbeit aber – mindestens in ihrer künstlerischen Form – sehr viel mehr geschont, als sich selbst als Person.

Geboren 1893 und aufgewachsen in der hinterpommerschen Garnisonsstadt Stolp, in einer bescheidenen, wenn schon nicht armen Familie, vernarrt ins Zeichnen, Kunstschüler in Dresden und Berlin, wo man ihm das „Handwerk“ beibrachte, als Provinzler heftig ange-

zogen vom wilden Treiben in der Hauptstadt vor 1914 und später den „Roaring Twenties“, die er genossen hat. Schließlich das neue Leben, die Hinwendung zu Natur und zu einem naturalistischen Stil, von dem er hoffte, er werde ihn auch in Amerika bekannt und berühmt werden lassen – ein Künstlerleben mit Brüchen wie aus dem Bilderbuch.

Alles was daran biografisch ist, trägt bei zu unserer Kenntnis der Geschichte, aber nicht besonders viel: Das haben wir auch schon wo-

anders gelesen. Da bleibt einige Bewunderung für Grosz' „politischen Riecher“, für die Art, wie er sich durchbrachte, auch schwierige Zeiten meisterte mit selbst auferlegtem Optimismus auf nachtschwarzem Grund. Und mit harzigem Humor.

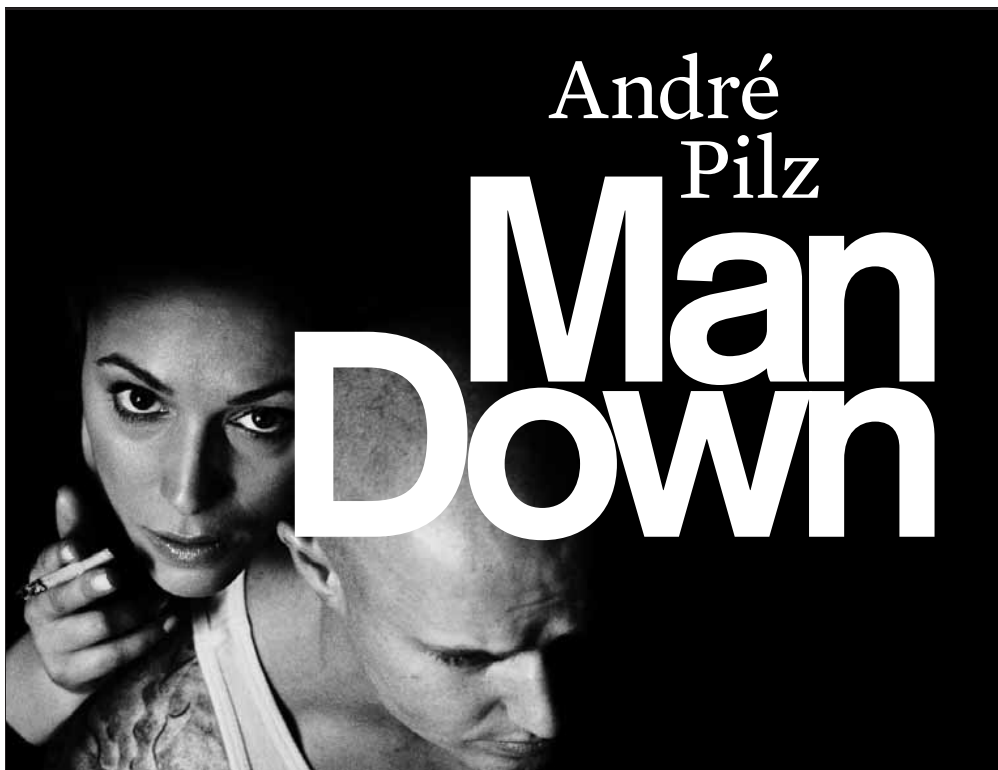
Was dieses Buch heute bedeutend macht, ist etwas ganz anderes: Er kann auch mit Worten zeichnen, beschreiben, er ist ein Literat von besonderem Rang. Die Art und Weise, wie er seine Kindheit zu schildern weiß, wie er Details mit scharfem Strich und wie hingetuschten Farben lebendig macht, das findet man sonst kaum irgendwo. Als der Knabe einen gastierenden Zirkus faszinierend findet, liegt in seinen Worten der ganze Grosz:

„Einen geheimnisvoll süßen Reiz übten die der Zeit entsprechenden strammhüftigen und korsettierten Artistinnen aus. Hier konnte man die ganze fleischliche Pracht im Gegensatz zur damals alles verhüllenden Mode ausgiebig mit dem Opernglas bewundern. Die dikschenkligen Beine in den seidene[n] Tricots spielten in meiner Phantasie eine große Rolle.“

So wie die Nachbarin, der er durch einen Schlitz im Vorhang bei der Toilette zusieht und die er liebevoll auf vielen Seiten nachzeichnet. Das Erstaunliche dabei: seine sexuelle Diskretion. Doch er hat all die Figuren, die er später in seinen Karikaturen festhielt, damals schon gesehen. Er brauchte nichts zu verzerren: Es gab sie alle. Er hatte einen enorm geschärften Blick für alles, was außerhalb der strengen wilhelminischen Normen und Moden lag, und er hielt es fest:

„All diese Dinge, Menschen und Erscheinungen wurden von mir sorgfältig gezeichnet. Ich liebte nichts davon, weder im Restaurant noch auf der Straße. Ich hatte die Arroganz, mich als Naturwissenschaftler zu bezeichnen, nicht als Maler oder gar als Satiriker. Aber in Wirklichkeit war ich damals jeder, den ich zeichnete – der reiche, fressende, Champagner trinkende, vom Schicksal begünstigte Mensch ebenso wie der, der draußen im Regen die Hand aufhielt.“

Er hat höhnisch lachend eine Weile mitgespielt und geht nicht eben freundlich mit dem um, der er damals war. Aber so wie er es tut, mit der literarischen Kraft dessen, der Beobachtungen Sprache werden lässt, gehört dies Buch neben seine Bilder. Neben dem Grosz, der sich unbedingt durchbeißen will, blickt aus den Zeilen immer auch der sich selbst zusehende Melancholiker, der Zartbesaitete, der sich über seine Depressionen hinwegschonndert. Diese Verwandlung eines beachtlichen malerischen und grandiosen zeichnerischen Werks in Sprache: das ist der eigentliche Witz dieses Buchs. Wenn er philosophiert, politisiert, ästhetisch palavert, mag das alles ein



Ein Roman über Liebe und Gewalt

276 Seiten, Hardcover mit Schutzumschlag

€ 19.90/sfr 33.90, 978-3-85218-623-8

www.haymonverlag.at

bisschen altmodisch und rechthaberisch sein, doch wenn er beschreibt, was er sieht, ist er unübertrefflich. „Die Stadt war geladen mit Eindrücken, und ich brannte vor Schaulust.“ Diese Schaulust verliert er auch als Schriftsteller nicht. Und so wie er als „Handwerker“ des Strichs höchste Sorgfalt walten lässt, so genau und überlegt setzt er im Buch seine kratzigen Umrisslinien, Schattierungen und Pointen, etwa bei der Beschreibung von Zeitgenossen, denen er begegnet ist. Von Brecht bis Thomas Mann, Chagall bis Dali, von Toller und Lenin bis zu den Brüdern Herzfeld, dem Verleger Wieland und den Collagisten John, der sich Heartfield nannte.

Der Freund Ulrich Becher hat ihn in einer Rede den „Kronzeugen der tollen Zwanziger“ genannt: Das war er. Aber auch ein selbstkritischer, hellsichtiger, noch in seinen Verdammungen um Gerechtigkeit bemühter Künstler. Mit Feder und Pinsel und den aufgeschriebenen Worten. Wer sie gelesen hat, sieht ihn im Museum neu. □

Die Akademie der Künste zeigt noch bis zum 5. April 2010 die Ausstellung „George Grosz. Korrekt und anarchisch“. Ort: Pariser Platz 4, 10117 Berlin. Zeit: Dienstag - Sonntag 11-20 / Ostermontag (05.04.2010) net. Eintritt: 5 / 3 € / bis 18 Jahre Eintritt frei / am 1. Sonntag im Monat Eintritt frei.

Lust auf Literatur?

„Die Berliner Literaturkritik“ bietet in ihrer Online-Redaktion regelmäßig die Möglichkeit zu einem unbezahlten, dreimonatigen

redaktionellen Praktikum

NachwuchsjournalistInnen mit viel Interesse, Engagement und Humor senden ihre Bewerbung mit Lebenslauf per E-Post an:

blk [at] berlinerliteraturkritik.de

Wir freuen uns über Ihre
Bewerbung!

Es erwartet Sie ein junges freundliches Redaktionsteam.

www.berlinerliteraturkritik.de

Hymnen auf eine erwachende Nation

WALT WHITMAN: Grasblätter. Nach der Ausgabe von 1891-92 erstmals vollständig übertragen und herausgegeben von Jürgen Brôcan. Carl Hanser Verlag, München 2009. 860 Seiten, 39,90 €.

Von THOMAS HUMMITZSCH

Der amerikanische Schriftsteller Walt Whitman (1819-1892) gilt als Begründer der modernen amerikanischen Dichtung. Ohne sein Lebenswerk „Grasblätter“ wäre T. S. Eliots Langgedicht „Das öde Land“ wohl kaum denkbar. Whitmans prosaische, freie Verse haben die amerikanische Literatur geprägt wie kein zweites dichterisches Werk. Aber auch auf den europäischen Expressionismus hat seine Lyrik einen wesentlichen Einfluss gehabt. Nicht umsonst wird Whitman als der amerikanische Homer verehrt.

Politisch war Whitman ein leidenschaftlicher Verfechter der amerikanischen Demokratie. Auch deshalb widmete er dem amerikanischen Urdemokraten Präsident Abraham Lincoln nach dessen Ermordung 1865 sein Gedicht „O Käpt'n! mein Käpt'n“, das er mit den Versen beschließt:

„Vor Anker sicher liegt das Schiff,
gelungen ist, zu Ende unsre Reise, /
Nach schlimmer Fahrt läuft ein der
Sieger mit erstrittnem Preise; / Ihr
Ufer jubelt, klingt, ihr Glocken! /
Doch ich in Schmerz und Not, / Ich
bin an Deck, da liegt mein Käpt'n,
/ Gefallen, kalt und tot.“

Nach dem Ende des blutigen Bürgerkriegs, der der Sklaverei ein Ende machte, traf Whitman mit diesen Zeilen die Befindlichkeit eines Großteils der Amerikaner. Dies war jedoch eine Ausnahme, denn „O Käpt'n! mein Käpt'n“ blieb Whitmans einziges, zu Lebzeiten populäres Gedicht.

Whitman war die utopische Programmatik seiner Dichtung bewusst. Aus weltlicher und geschäftlicher Sicht seien die „Grasblätter“ schlimmer als ein Fehlschlag gewesen, schreibt er kurz vor seinem Tod, doch „über ihren Wert wird die Zeit urteilen“. Ursächlich für den geringen Bekanntheitsgrad seines Werks war seine spirituell beeinflusste, prosaische Dichtung, die nicht auf Versmaße aus war, sondern deren Ziel und Funktion in der Erzählung von Geschichten seiner Zeit bestand.

Angelehnt an die italienische Oper und die anglikanische Bibel legte Whitman seiner Literatur den unverstellten menschlichen Redefluss zugrunde. Auch konnte er sich mit seiner pragmatischen Gegenwartslyrik nicht durch-

setzen. Zwar gelang es ihm, die Lyrik als Literatur der Salons und Universitäten auf die Straße und in die Fabriken zu tragen, doch haben absurderweise gerade die außerordentliche Nähe seiner Verse zum Alltäglichen und ihre Hinwendung zu den aktuellen politischen, kulturellen und wissenschaftlichen Entwicklungen neben dem Fehlen von Rhythmus und Metrik dazu geführt, dass er zu Lebzeiten bei Lesern und Kritikern weitgehend unverstanden blieb.

Whitman wurde 1819 als zweites von neun (bzw. acht die Geburt überlebenden) Kindern geboren. Bereits im Alter von elf Jahren verließ er die Schule, um schon bald eine Ausbildung in einer Druckerei aufzunehmen. Dort eignete er sich journalistische Grundkenntnisse an und begann, Dramen von Shakespeare, Homer und Dante zu lesen. Ab 1839 schrieb er regelmäßig für verschiedene Zeitungen. In den 1850er Jahren begann Whitman mit der Arbeit an den „Grasblättern“, seiner „endgültigen Visitenkarte für die kommenden Generationen der Neuen Welt“. Whitman schrieb und editierte bis an sein Lebensende an diesem Gedichte-Konvolut, mit dem Ziel, keine Facette Amerikas zu vergessen. Dies führt zu zahlreichen, katalogischen Aufzählungen, die sich über mehrere Seiten hinziehen und deren Lektüre durchaus auch Anstrengung verursacht.

Mit unstillbarer Leidenschaft schrieb Whitman über die amerikanischen Verhältnisse, ohne dabei die historischen Wurzeln und künftigen Chancen aus dem Blick zu verlieren. Er schrieb über die verschiedenen Bevölkerungsgruppen Amerikas, über Flora und Fauna sowie die vielversprechenden Rohstoffe Amerikas („Aufbruch von Paumanok“). Whitman dichtet über die freundschaftlichen und sexuellen Verhältnisse zwischen Männern und Frauen, widmete sich aber auch der besonderen Freundschaft unter Männern, was zahlreiche Interpreten seines Werks dazu veranlasste, ihm Homosexualität nachzusagen. Die größten Kontroversen und seine schriftstellerische Isolation lösten jedoch die Verse aus, die unter der Überschrift „Kinder Adams“ versammelt sind. Darin feiert Whitman die Perfektion des menschlichen Körpers in teils hocherotischen Worten. Diese Verse wurden von der publizierenden Zunft als Pornografie ausgelegt und führten in einigen Regionen Amerikas zum Verbot seiner „Grasblätter“.

Whitman erfasste in seinen Versen vor allem die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Zustände der USA aus ihrer Historie heraus. „Es schien mir (...), dass die Zeit ge-

kommen ist, um über alle alten und neuen Themen und Dinge im Lichte der Ankunft Amerikas und der Demokratie nachzudenken.“ Näherte sich Alexis de Tocqueville den Vereinigten Staaten mit seiner Schrift „Über die Demokratie in Amerika“ soziologisch an, vollführte Whitman seine historische Analyse des amerikanischen Staats- und Bürgerwesens auf lyrische Art und Weise.

Während des Bürgerkriegs in den 1860er Jahren befand Whitman sich auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Seine persönlichen Erlebnisse führten zu einer von allen Beschränkungen befreiten Dichtung von seltener Intensität und Strahlkraft. Die unter „Trommelschläge“ sowie „Erinnerung an Präsident Lincoln“ versammelten Verse gehören zu den ausdrucksstärksten und eindringlichsten lyrischen Zeilen der Weltliteratur. Sie entführten zunächst zu den Aufmärschen und Militärparaden zu Beginn des Sezessionskrieges und berichten später von den Schlachtfeldern und überfüllten Lazaretten am Ende des Krieges. Sind seine Zeilen anfangs vom Enthusiasmus auf beiden Seiten geprägt, herrscht am Ende Lethargie und Kriegsmüdigkeit vor. Hier schreibt Whitman eine Geschichte der USA, die nichts als verbrannte Erde hinterlässt. Zugleich schuf diese Katastrophe aber auch die Grundlagen für den Aufstieg einer neuen und selbstbewussten Nation.

Whitman arbeitete immer wieder an seinen „Grasblättern“, bis er 1873 einen Schlaganfall erlitt und nur noch stark eingeschränkt arbeitsfähig war. Whitman stirbt 1892 und hinterlässt ein Werk, das erst nach seinem Tod entdeckt wurde und seine ganze Kraft entfalten konnte. Im Original trägt seine Gedichtsammlung übrigens den Titel „Leaves of Grass“, was in früheren Übertragungen ins Deutsche oft mit „Grashalme“ übersetzt wurde.

Jürgen Brôcans beeindruckender editorischer Leistung ist es zu verdanken, dass sämtliche Gedichte Whitmans nun erstmals in ihrem Kontext – versehen mit zahlreichen Interpretationshilfen und Hintergrundinformationen – zu lesen sind. Außerdem ist es Brôcans Verdienst, dass wir diesen großen Dichter Amerikas, der den Aufbruch seiner Nation aufmerksam begleitet und in Versform festgehalten hat, nun wiederentdecken und heute noch einmal der Geburt dieser Nation beiwohnen können. Man hört heraus, wie sie der Welt durch Whitmans Werk und mit dem Titel eines seiner Gedichte noch einmal ein selbstbewusstes „Salut au Monde“ entgegen ruft. □

Übrigens, im Internet kauft man Bücher ab sofort am besten hier:

www.berlinerliteraturkritik.de/buchladen

Der Kokon sich paarender Schnecken

CLEMENS MEYER: Gewalten. Ein Tagebuch. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2010. 192 Seiten, 16,95 €.

Von TRISTAN WAGNER

Irgendwo im Inventar persönlicher Habseligkeiten findet es sich fast überall: das Tagebuch. Ein Medium zur Selbstmitteilung, welches gleich einem Pilzgeflecht alle literarischen Formen durchdringen und sich zu Nutze machen kann. Reflexionen, Bekenntnisse, Pamphlete, Tagesbeschreibungen, philosophische Analysen, Gedichte, Träume, Prosaskizzen, fixe Ideen – alles kann dort Platz finden. Nicht wenige Tagebücher haben großen Bekanntheitsgrad erlangt. Man sucht vor allem Antworten auf zeitrelevante Fragen in ihnen. Denn sie entstehen in einem Kontext von aktuellen Ereignissen, welche kommentiert und bewertet werden.

„Gewalten“ spielen eine Rolle im neuen Buch von Clemens Meyer – auch ein Tagebuch (das am 11. März im S. Fischer Verlag erscheint). Ereignisse der Gewalt gab es im zurückliegenden Jahr einige. Namen von Menschen und Orten verbinden sich mit ihnen und blitzen wieder auf in den 11 Geschichten Meyers: Kampusch, Fritzl, Winnenden, Kurnaz, der Fall Michelle – um nur einige zu nennen. Daneben tritt das Meyersche Klientel, was man aus seinen Vorgängerwerken kennt – sein Hund Piet, Chemie Leipzig (heute 1. FC Sachsen Leipzig), Jockeys auf den Rennpferden, Freunde, Spieler und Taxifahrer.

Clemens Meyer streift chronologisch durchs Jahr 2009 und spürt das Gewaltige auf. Sein Buch erscheint im Rahmen des Tagewerk-Projekts, das die Guntram und Irene Rinke Stiftung durchführt. Mit einem Stipendium unterstützt schreibt jeweils ein Schriftsteller aus seiner persönlichen Sicht die Chronik eines Jahres. 2010 wird Alexander Osang dokumentieren, 2011 Patricia Görg. Die erste Story – oder der erste Eintrag – steht gleichnishaft für die Erzählposition des Autors von „Gewalten“: Nach durchzechter Nacht landet ein junger Mann festgeschnallt im Bett einer Psychiatrie. Er versucht sich freizumachen, gleichzeitig rauschen private und tagespolitische Bilder in seinem Kopf hin und her. Den Repressalien der Ärzte begegnet er am Ende mit dem Satz: „Ich bin noch da, ihr Schweine!“ Damit ist der Startschuss gegeben für die sprachgewaltigen Wortlabyrinth Clemens Meyers. Die Perspektiven, Realitäten und Zeitebenen vermischen sich und existieren nebeneinander im Kosmos seines Tagebuchs. Eine Technik, die er schon in „Als wir träumten“ und „Die Nacht, die Lichte“ anwandte und die nichts von ihrer Wirkung eingebüßt hat.

Doch wie nähert er sich dem Stoff, der in seinem Tagebuch Platz findet? Meyer schreibt über die Erlebnisse des Guantanamo-Häftlings

Murat Kurnaz, allerdings in Form einer Drehbuch-Skizze. Stakkatoartig und atemlos folgt er seinem Protagonisten durch die amerikanische Justizmaschinerie. Dazu verschanzt er sich in ein Leipziger Hotel, in dem man das Übernachtungsgeld in einen Automaten wirft. Einsamkeit und Anonymität, um dem Schreibtisch zu entkommen, der von ausgeschnittenen Zeitungsmeldungen umgeben ist. In der nächsten Story „German Amok“ beschreibt er ein gleichnamiges fiktives Computerspiel, in dem man einen Amoklauf strategisch plant. Alle



Umstände und Vorgänge der Taten von Winnenden oder Erfurt sind in das Spiel integriert. Das klingt zynisch, könnte man meinen. Aber dieser Kunstgriff zeigt auch die Banalisierung und Funktionalisierung des Bösen und der unkontrollierbaren Gewalten, die zunehmend in unseren Alltag eindringen.

Eine solche übermächtige Kraft ist auch der Tod, der uns in Meyers Tagebuch oft begegnet. Dort wird es persönlich, wie es scheint. In einem Hospiz im „sächsischen Bergland“ begegnet Meyer der Scham eines langsam sterbenden Freundes. Gleichzeitig trifft er sich mit dem gleichen Freund in einer Bahnhofsbar. Die Bar, in der man die Toten trifft – so erfährt der Leser in einer anderen Geschichte. Es gibt mehrere solcher Orte oder Ereignisse, die als verbindende Elemente des Erzählten fungie-

ren. Die Bar im Bahnhof, die fruchtbaren Böden der Börde, die Zeitungsausschnitte überm Schreibtisch oder der Kokon sich paarender Schnecken. Das erinnert an Episodenfilme, in denen auch häufig willkürliche Verbindungsstellen auftreten. Es schafft zudem ein Bewusstsein der Gleichzeitigkeit und Heterogenität der einzelnen Lebensabschnitte.

Nachdem sein Freund begraben ist, widmet Meyer sich dem „Fall M“. Er nimmt fiktiven Kontakt zum Mörder des kleinen Mädchens Michelle auf, stellt ihm Fragen, versucht aus seiner Person heraus zu schreiben, die Tat nachzuzeichnen. Abläufe, Empfindungen, die Augenblicke, in denen die Gewalt sich Bahn bricht – das alles liegt unter dem Seziermesser des Autors.

An den Rand von Pferderennbahnen führt Meyer uns vor allem in der Story „Tribünen“: ausbrechende Pferde, die unter Peitschenhieben den Wettenden, die auf den Rängen stehen, möglicherweise zum Glück verhelfen. Hinter den kühlen Berechnungen, den Quoten und Statistiken steht die Gewalt des Zufalls. Auch der Fußball findet vor Tribünen statt, diese sind meist mit verfeindeten Fangruppen besetzt. Konkret meint Meyer den 23. August 2009: Das Spiel zwischen dem 1. FC Sachsen Leipzig und Lokomotive Leipzig. Dieses Lokalderby wird zum Ereignis einer geteilten Stadt stilisiert. Eine unsichtbare Mauer läuft durch Leipzig: „durch Viertel, Straßen, Wohnungen, Fabriken, Straßenbahnen, Familien, Grünanlagen, Eisdielen, Gespräche, Kneipen, Schulen, Köpfe“.

Neben den Gewalten, den körperlich-nakten und metaphysisch-schicksalhaften, ist das Reisen ein weiteres Thema des Buches. Es geht durch die ostdeutsche Provinz, nach Hannover, Berlin oder mit dem Kanu durch die Leipziger Kanäle. Es brechen Visionen vergangener Szenarien wieder auf, ob aus dem Zweiten Weltkrieg oder dem Mittelalter. Alles geschieht in jener exaltierten und doch präzisen Sprache Meyers, die das Hereinbrechen des Ungeheuren zelebriert und wieder auflöst in Melancholie und poetische Detailverliebtheit. Oft beweist Meyer aber auch einfach nur Humor.

Wer das Werk auf Referenzialität abklopfen will, wird auch da fündig. Jurek Becker, F. Scott Fitzgerald und der immer noch weitgehend unbekannt Autor Hans Henny Jahn werden zitiert sowie zahlreiche Filme. Doch am Ende, nach der Entfaltung von 2009 durch die Augen Meyers, steht der Autor selbst vor dem Vertrauten und ist außen vor. Die letzte Story, in der Meyer sich mitten in der Nacht versehentlich aus der eigenen Wohnung ausschließt, heißt bezeichnenderweise „Draußen vor der Tür“. Sein alter und angeschlagener Hund beobachtet ihn, wie er bei sich einbricht. Vielleicht geht es bei Tagebüchern immer darum: das Eigene zurückzuerobern. □

Das restaurierte Monstrum

FRITZ LANGS „Metropolis“. Herausgegeben von der Deutschen Kinemathek. Belleville Verlag, München 2010. 400 Seiten, 49,80 €.

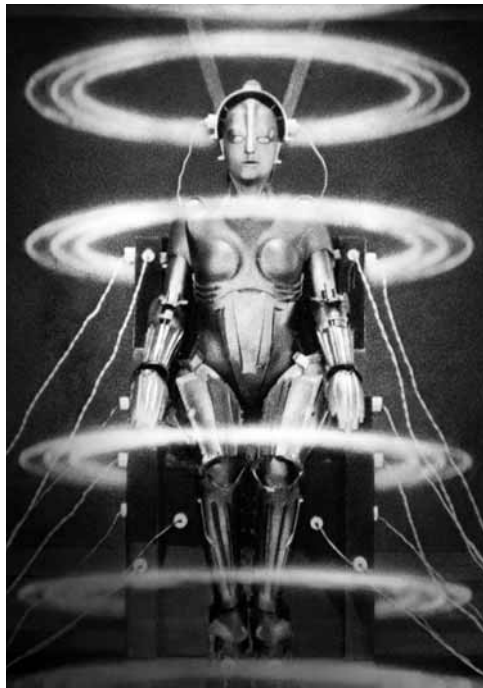
Von ROLAND H. WIEGENSTEIN

Gala bei den „Berliner Filmfestspielen“, Übertragung auf Großleinwand am Brandenburger Tor (mit mindestens 2000 Filmfans bei bitterer Kälte), Live-Übertragung für Kälteempfindliche auf „arte“: Selten war der Hype für einen deutschen Stummfilm größer. Fritz Langs 1925/26 von der UFA in Potsdam und Umgebung gedrehter und im Januar 1927 im UFA-Palast uraufgeführter Monsterfilm von 4189 m Länge hatte damals nur wenige gute Kritiken. Die neue Fassung von 2010 hat noch 3945 m, macht immerhin 144 Minuten, 12 Sekunden. Ein paar Minütchen fehlen also noch.

Die erste Langfassung war schon bald beim amerikanischen Koproduzenten auf kinoverträgliche anderthalb Stunden gekürzt worden und wurde so in vielen deutschen und ausländischen Kinos gezeigt. Das Original verschwand und avancierte zum Mythos. Dass eine vollständige Fassung sich in einem Film-museum in Buenos Aires, wenn schon umkopiert auf 16 mm und jämmerlich zerkratzt, erhalten hatte, wurde erst 2008 entdeckt und setzte Cineasten in aller Welt in Aufregung, hatten sie doch in den Nachkriegsjahren überall danach gesucht, und Studienfassungen mit Schwarzblenden hergestellt, dort, wo sie Verluste vermuteten. Es galt als ausgemacht, dass die Kürzung den ganzen Film beschädigt, ja um seinen Sinn gebracht habe. Nun wissen wir es also: Das stimmt so nicht.

Die in einem komplizierten Prozess integrierten Teile, die in der neuen Gesamtfassung trotz aller Anstrengungen durch ihre deutlich schlechtere technische Filmqualität als „Wunden“ sichtbar bleiben, zeigen, dass die amerikanischen Bearbeiter so schlecht gar nicht gearbeitet haben. Zwar fehlen in ihrer Fassung ein paar dramaturgisch und szenisch bedeutsame Stellen, die den Film plausibler machen, aber die Erzählstruktur blieb doch kenntlich. Einiges haben die Amerikaner vermutlich auch nicht richtig verstanden. Das liegt wahrscheinlich auch am Drehbuch von Thea v. Harbou, Fritz Langs Frau, deren notorische Neigung zu Mystizismen Hollywood kaum vermittelbar war.

Denn die „Geschichte“, die der Film erzählt, ist ein krudes Gemisch aus Horrorvorstellungen, zu denen Homunculus und der Golem Pate standen, einer absurden Liebesgeschichte, der zeitweiligen Zerstörung der „Maschinenstadt“, ein bisschen (eher anarchisch als marxistisch gekirntem) Klassenkampf, mit einem versöhnlichen Ende: Der allmächtige Fabrikant Joh Fredersen gibt dem Arbeiterführer Groth (der vorher freilich schon als sein



Hauptmotiv der Ausstellung „The Complete Metropolis“: „Maschinen-Maria“ (dargestellt von Brigitte Helm), Copyright: Cinémathèque française - Iconothèque.

Zuträger erschienen ist), versöhnlich die Hand. „Mittler zwischen Hirn und Händen muss das Herz sein“, heißt das Insert. Da ist die „Volks-gemeinschaft“ nicht weit, die 1926, in einer Epoche, da die Weimarer Republik noch eine Chance zu haben schien, schon waberte, ehe sie zum Nazi-Schlagwort wurde (1933 hatte einen langen Vorlauf!). Kurz und grob: das Drehbuch ist ein Schmarren.

Dass es Lang wirklich ideologisch wichtig gewesen sein sollte, mag man bezweifeln. Er, der 1933 Deutschland verließ und 1934 nach Hollywood emigrierte, nachdem Goebbels ihm – seiner eigenen Aussage nach – vergeblich die „Leitung des deutschen Films“ angeboten haben soll (Goebbels und Hitler schätzten „Metropolis“), war gewiss kein Nazi, während Thea v. Harbou, von der er 1933 geschieden wurde, im Lande blieb und linientreue Romane und Drehbücher schrieb, die meist allein durch ihre Trivialität auffielen.

Was den Regisseur aufregte, war die Aufgabe, solch einen monströsen Stoff zu einem Kolossal-Film zu machen. Und in der Tat sind die technischen und dramaturgischen Tricks, die er erfand (oder adaptierte: die frühe russische Filmkunst schaut um die Ecke) fabulös, ist die Massenführung bewundernswürdig. Auch in der Personenregie, die so deutlich in Körper- und Augensprache war, dass er die Textinserts minimieren konnte, im genialen Umgang mit Lichtführung und raffiniertem Schnitt zeigt sich seine Meisterschaft: Alles was „Kino“ war, beherrschte er perfekt.

Dieser letzte große Stummfilm ist darin ein Meisterwerk, so wie einer der ersten seiner

Tonfilme „M – eine Stadt sucht einen Mörder“ (mit Peter Lorre) ein Meisterwerk war – und blieb. Das Drehbuch (und der vergleichsweise hohe Etat) ließen ihm alle Freiheit zur Realisierung seiner Filmträume. Da gibt es viele Szenen, die man nicht vergisst. Sie erklären das andauernde fanatische Interesse der Cineasten. Und auch, warum die, die am Ende an der neuen Fassung mitarbeiteten, ihre Funde und Begeisterungen in einem opulenten Buch zum Film verewigen wollten.

Es ist ein gelungenes Buch, das in Aufsätzen Geschichte und Dreharbeiten von „Metropolis“ ausführlich darstellt sowie das Abenteuer des späten Fundes und die Mühen bei der Realisierung der neuen Fassung, etwa auch der Originalmusik. Es verzeichnet auch alle belangvollen filmtechnischen Daten und wird so eine Art Film-Archäologie. Was diesen Band darüber hinaus spannend macht, ist der große Bildteil, den die Autoren klugerweise nicht als fotografische Nacherzählung des Drehbuchs angelegt haben (das kommt nur als kurze Zusammenfassung in Prosa am Ende vor) sie fädeln die Buchkapitel anhand von Bauten und Drehorten auf.

Erstaunlich, wie viele Bilder es davon noch in den Archiven gibt: Entwürfe für die Schauplätze, für einzelne Szenen und ihren Aufbau, Fotos von technischem Gerät und Standfotos der Schauspieler in Aktion und am Set. Selbst die verschiedenen Kameras werden gezeigt und beschrieben. Das Ganze ist schön in einem wunderbaren Layout auf Chamoispapier gedruckt. Dies ist ein hochinformativer und glänzend gemachter Band, eine Art von schriftlichem Denkmal für einen eben doch wichtigen Film, wenn dieser, nachdem der Hype vorbei ist, wieder in den Archiven verschwunden sein wird, wie alle anderen Stummfilme auch. Auch die übrigens, die Lang später noch gedreht hat: von dem Antinazi-Film „Hangmen also Die“, an dem Brecht in Hollywood mitgearbeitet hat, bis hin zu den beiden fantastischen Ausstattungsopten: „Der Tiger von Eschnapur“ und „Das indische Grabmal“ – die hat er, auf Zeit nach Deutschland zurückgekehrt, erst 1959 gedreht. Sie basierten auf seinen Scripts, nach denen Joe May 1922 Stummfilme gedreht hatte. Lang wollte wohl wissen, wie solche Orientalismen mit anderer Personenführung und als Tonfilm wirkten.

1976 ist Fritz Lang, nach 43 von ihm selbst inszenierten Filmen und zahlreichen Drehbüchern, im Alter von 86 Jahren in Hollywood gestorben. Zu den Großen des Films gehört er jenseits allen Zweifels. □

Die Deutsche Kinemathek zeigt noch bis zum 25. April 2010 die Ausstellung „The Complete METROPOLIS“. Ort: Potsdamer Straße 2, 10785 Berlin. Zeit: Dienstag - Sonntag 10-18 / Donnerstag 10-20 / Montag geschlossen.

Ein Gefühl des Aufbruchs

JOACHIM LIEBE / THOMAS BRUSSIG: **Wende. Wandel. Wiedersehen. 20 Jahre danach.** Koehler & Amelang Verlag, Leipzig 2009. 128 Seiten, 19,90 €.

Von LEONHARD REUL

20 Jahre nach dem Fall der Mauer gibt es zahlreiche Bücher über dieses historische Ereignis. Ein ganz besonderes hat der Leipziger Koehler und Amelang Verlag veröffentlicht: Es bietet Fotografien von Joachim Liebe, ein (Vor-) Wort zur Wende von Thomas Brussig und Gespräche von Martin Ahrends mit den 1989 Porträtierten 20 Jahre danach. Das Buch gliedert sich in drei Teile: Reflexion, Fotografie, Zeitzeugen. Die fotografischen Dokumente machen den Hauptzugang aus und veranschaulichen, wie (es zu) Wende (-zeiten) aussah, machen diese einzigartige Stimmung nach- und wieder erlebbar, zeigen aber auch die Spuren, die sich inzwischen in die Gesichter der Kämpfer von einst eingegraben haben.

Markant ist die mehrfache Rahmung: Auf dem Umschlag vorne ziehen zwei Demonstranten mit dem Schriftzug „Keine Macht für niemand“ auf der Fahne heimwärts, hinten steht ein junger Bub vor der soldatischen Ehrenwache an der Neuen Wache in Berlin und hält sich lachend die Bild-Zeitung um den Bauch, auf der steht: „Es ist wahr geworden. Deutschland. Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland.“ Schlägt man das Buch auf, so sieht man gleich Marx und Engels mit dem Palast der Republik im Hintergrund, unter sie gesprüht: „Wir sind unschuldig“ – ganz zum Schluss sind die beiden nochmals zu sehen, diesmal von hinten mit dem Graffiti „Beim nächsten Mal wird alles besser“.

Allein diese vier klug gereihten Bilder zeigen wesentliche Entwicklungen im deutsch-deutschen Wendeprozess. 1989: Der Ruf nach Bürgermacht. Nach dem couragierten Fahnen-schwinger hallt seitens einer gestaltungsoffenen Bürgerbewegung der Ruf „Wir sind das Volk“ (der DDR wohl gemerkt, nicht von ungefähr ist auf dem Eingangsfoto noch die Staatsflagge mit dabei) durch das Land. Am Ende der Bewegung 1990 steht dann: der lachende Kleine mit der Zeitung, die froh titelt „Wir sind ein Volk“ (das der BRD-Führung anvertraute). Auch ist wieder eine regulierende Macht im Bild: der Soldat. Wieder ballt sich hinter dem Heranwachsenden einiges: nebst der deutschen Geschichte ein Bewaffneter. Das Marx-Engels-Denkmal mit dem oft gehörten Wort „Unschuldig“ – und der vagen Hoffnung auf ein besseres nächstes Mal.

Lebensgefühle zur Wendezeit werden im Innenteil geliefert. Thomas Brussig schreibt nicht ohne Pathos über die intensive Zeit, in der viele Möglichkeiten offen standen, die nicht nur die Freude und das Wort „Wahnsinn“ mit sich brachten, sondern auch Verunsiche-

rung der so fest im System oder einfach nur der Lebenswelt DDR Verwurzelten. Brussig lädt ein zu bedenken, wie das eigene Leben ohne Auf- und Umbruch weiter gegangen wäre, und zieht für sich und den Großteil seiner Altersgenossen das Fazit: Selbst bei allen Fehlläufen nach 1989 war es eine gute (innere) Entwicklung. Diesen Tenor der Begeisterung für 1989 teilen viele der 20 Jahre danach wieder Interviewten und Fotografierten. Wie die sozialen und politischen Visionen dieser Menschen sich doch entwickelten.

Hier soll freilich der Hinweis auf diejenigen, die sich aus Enttäuschung oder Scham nicht für das aktuelle Projekt zur Verfügung stellen wollten, nicht fehlen. Die, die bereit waren, mit Ahrend zu reden, erzählen Ambivalentes: Der Fahnen-schwinger vom Cover kam nie an in der neuen deutschen Welt und lässt uns an seiner Abstiegs-geschichte teilhaben. Frau Mädler, die sich auf einem Transparent einst neue Männer für das Land wünschte, ist enttäuscht, dass der Ruf nach gesellschaftlicher Veränderung sich privatisierte: „...sie wollen mehr Luxus, mehr einkaufen, es (ging) ihnen gar nicht mehr wirklich um substanzielle Veränderungen. Die Wenigen, die es immer noch wollten, sind ja immer stärker an die Wand gedrückt worden.“ Ähnlich sieht es ein Arzt, der sich im neuen Vorort der Reichen von Potsdam zusehends unzugehörig fühlt: kein Platz mehr für alternative Leute, die einst das Stadtbild mitbestimmten.

Aber auch „nur Miterlebende“ der Wende kommen zu Wort. Gerade das macht die Auswahl der Befragten so schön: Nicht jeder war ein heroischer Freiheitskämpfer. Es gab genug Menschen, die gerade die Pubertät oder eine Schwangerschaft durchliefen oder einfach unpolitisch blieben, aber dennoch von den Umwälzungen betroffen waren, und die dann in Einzelsituationen großen Mut zeigten. Am Ende kommen noch Gestalter zu Wort wie Günther Krause und Christoph Singelstein, deren Engagement mit großen privaten Opfern verbunden war. Auch hier haben die Buchmacher einen schönen Mantel gestaltet: Verlierer – Gewinner, dazwischen die nicht Unter- aber auch nicht völlig im neuen Dasein Aufgegangenenen.

Den neugierigen Leser erwartet ein volles Buch: Bilder aus der Potsdamer Provinz, dem brodelnden Berlin, oft mit tiefer Symbolik, seltener den politischen Figuren der Zeit zugehen, sondern vorwiegend dem Volk und dem Gefühl des Aufbruchs. Texte von mutigen Menschen, die deutlich zeigen, dass die Vereinigung nicht die Krönung, sondern nur eine mögliche Folge der friedlichen Revolution war. Sehr positiv ist auch die Ausgewogenheit in Bild- und Textwahl, die echtes Reflektieren überhaupt erst ermöglicht und damit unserem geschichtlichen Bewusstsein letztlich nur zuträglich sein kann. □

Die Berliner Literaturkritik

* * *

Leseproben im Internet

JACK KEROUAC / WILLIAM S. BURROUGHS: Und die Nilpferde kochten in ihren Becken. Übersetzt aus dem Englischen von Michael Kellner. Nagel & Kimche, Zürich 2010. 192 Seiten.

•

ARNO GEIGER: Alles über Sally. Carl Hanser Verlag, München 2010, 368 Seiten.

•

HELENE HEGEMANN: Axolotl Roadkill. Ullstein Verlag, Berlin 2009. 208 Seiten.

•

PETER SLOTERDIJK: Du musst dein Leben ändern. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2009. 714 Seiten.

•

FRANK GOOSEN: Radio Heimat. Eichborn Verlag, Frankfurt 2010. 168 Seiten.

•

PATRICIA CORNWELL: Das fünfte Paar. Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg 2009. 384 Seiten.

* * *

Folgen Sie diesem Link:

www.berlinerliteraturkritik.de

* * *

Oder kaufen Sie gleich in unserem Online-Buchladen
Ihr Wunschbuch:

www.berlinerliteraturkritik.de/buchladen

„Wir sind an die Erzählung von Katastrophen gewöhnt“

Kathrin Röggla spricht hier erstmals über ihren neuen Prosaband „die alarmbereiten“. Sie schildert darin die Dramaturgie scheinbar allgegenwärtiger Krisen: ob Finanzkrise, Klimakatastrophe und die mediale Berichterstattung darüber, brennende Wälder, Entführungen – all das ist längst Teil unseres Alltags geworden und sei es nur über die Krisenrhetorik von Politikern und die Krisenberichte in alten und neuen Medien.

Röggla entlarvt die Abläufe dieser Ereignisse und konfrontiert den Leser mit seiner

eigenen Hilflosigkeit in diesen Krisen. Wie viel Handlungsfähigkeit, fragt man sich, besitzt der Einzelne in der heutigen Gesellschaft?

Die 1971 in Salzburg geborene und heute in Berlin lebende Autorin schreibt Prosatexte, Hörspiele, Theaterstücke und Essays mit sozialkritischem Anspruch. Für ihr Werk wurde sie mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, so erhielt sie unter anderem den Preis der SWR-Bestenliste (2004), den Bruno-Kreisky-Preis für das politische Buch

(2005) und den Anton-Wildgans-Preis (2008). Zuletzt erschienen von ihr „wir schlafen nicht“ (2004), „disaster awareness fair“ (2006), „gespensterarbeit, krisenmanagement und weltmarktfiktion“ (2009) und „die alarmbereiten“ (2010).

Im Gespräch mit CAROLIN BEUTEL erzählt Kathrin Röggla über die Wirkungen von Krisen und Katastrophen, über Realität und Fiktion, Hollywood und Politik – und darüber was das alles mit ihrem neuen Buch „die alarmbereiten“ zu tun hat.

* * *

DIE BERLINER LITERATURKRITIK: Frau Röggla, Ihr Buch heißt „die alarmbereiten“. Der Titel ist Programm, oder?

KATHRIN RÖGGLA: Natürlich. Mich hat interessiert, wie das eigentlich funktioniert, diese ständige Katastrophengrammatik, in die wir eingespannt sind. Wir sind ja medial von Katastrophenrhetorik und Katastrophenerzählungen umgeben. Unsere Antwort darauf bzw. unsere Disposition ist eine Alarmbereitschaft. Wir scheinen die Alarmbereiten zu sein, weil man uns ja auch als Alarmbereite anspricht. Das ist insofern merkwürdig, weil wir gleichzeitig das Gefühl für politisches Handeln verloren haben oder drohen zu verlieren. Diese Alarmbereitschaft verbindet sich nicht wirklich mit dem Gefühl, dass wir die Welt gestalten können, sondern ist eher eines der Übertreibung und der Überwältigung – dass wir notfalls eben reagieren können.

Eine Ihrer Hauptthesen ist, dass die Alarmbereitschaft schon zum Dauer- bzw. Normalzustand in der Gesellschaft geworden ist.

Das Verhältnis von Alltag, Normalität und Ausnahmezustand hat sich verschoben in den vergangenen zehn oder fünfzehn Jahren. Sicher war der 11. September 2001 ein Katalysator für diesen Prozess, dass wir eigentlich immer stärker mit dem Ausnahmezustand als das Normale leben. Dieser Zustand wird instrumentalisiert, auch politisch. Da wurden Gesetzesänderungen durchgebracht – zum Stichwort „innere Sicherheit“ und zur „Sicherheitsarchitektur der Länder“. Zu diesem Thema gibt es schon seit zehn Jahren eine breite Diskussion: Bürgerrechte, Freiheitsrechte vs. Sicherheit – und das hat sich insgesamt sehr verschoben.

Wie sieht es mit dem Einfluss der Medien auf die Alarmbereitschaft der Bevölkerung aus? Schließlich erwartet man, immer mehr Antworten über die Medien vermittelt zu bekommen.

Das ist, glaube ich, ein Prozess, der schon lange im Gang ist, dass wir immer mehr auf

die Medien vertrauen, in einer Mediengesellschaft leben und gar nicht mehr vernünftiges Handeln mit den realen Katastrophensituationen einüben oder kennen. Ich glaube, es ist gar nicht so untypisch, dass Medien über Katastrophen schreiben, weil das im Grunde etwas ist, was immer viele Leser gebracht hat, auch schon vor 200 Jahren. Es ist nur so, dass es jetzt möglich ist, immer so eine Art Ausnahmezustand zu postulieren, so eine Art Krisenmechanik, die alles erfasst. Das ist der Unterschied.

Diese Krisenmechanik wird mit Hilfe der neuen Medien weiter vorangetrieben. Scheinbar kann nun jeder, beispielsweise mit der Hilfe von Twitter, zum Experten werden und seine Meinung kundtun.

Es stimmt, ich meine: der „Mann von der Straße“, das findet man ja auch in der „Tageschau“ immer mehr, dass man sich die Meinungen dort einholt – dass eine scheinbare Demokratie in den Medien erzeugt wird, dass scheinbar jeder etwas sagen kann, sich äußern kann. Das ist im Grunde eine Pseudogesellschaft, das ist keine Information, die irgendwie relevant ist, es wird aber so getan, als würde man alle beteiligen. Es spielt sich aber nur auf einer Scheinebene ab.

Was mir in „die alarmbereiten“ immer wieder aufgefallen ist: Die jeweiligen Erzähler der Geschichten werden eigentlich permanent von ihren Gesprächspartnern in den Hintergrund gedrängt.

Die Ich-Erzähler kommen nur ganz selten zu Wort, kommen eigentlich überhaupt nicht zu Wort in den ganzen Texten. Das ist auch ein ganz wichtiges, zentrales Moment. Also dass sozusagen das Ich, das eigentlich das Zentrum einer Ich-Erzählung darstellt, herausgedrängt wird und nur noch eine Projektion oder Vehikel ist. Auf eine Weise hat das Buch etwas sehr Psychologisches: Insofern, dass ich mich gefragt habe, wie fühlt es sich an, als wer wird man angesprochen in dieser Katastrophengrammatik, wer ist man da noch.

Wie fühlt es sich an, wer ist man da?

Man ist nur Zuschauer oder Opfer in so einer Situation und ist ganz, ganz klein. Es gibt eigentlich nur diese Panoramasicht wie im Hollywoodfilm – wie die Stadt zusammenfällt, aber man hat Heldenfiguren, die sich darum entwickeln, man identifiziert sich zwar mit den Helden in Katastrophenfilmen, aber das ist ja nun mal das Genre. Aber für uns als Subjekte ist die Geschichte immer viel zu groß – das Bild ist immer viel zu groß, wir gehen da immer verloren. Ich hab das Ganze scheinbar umgedreht, weil das Ich ja das Zentrum im Text sein soll. Die Ausgangsidee war ja auch, eine Art Entwicklungsroman zu schreiben – das ist jetzt nur noch bruchstückhaft zu sehen – das ist sozusagen die Idee gewesen, dass ich dem Ich auf ganz perverse Weise sehr viel Raum gebe, aber zugleich darf es nicht sprechen.

Ich finde, dass sich das alles auf den Leser überträgt. Man hat zwar schon diese Ich-Situation, aber gleichzeitig hat man die meiste Zeit auch das Gefühl, dass einfach nur alles auf einen einredet und man sehr hilflos ist in dem Moment, dass man eigentlich nichts zu sagen hat und sich das alles anhören darf und wenn man dann doch zu Wort kommen möchte, es einem abgeschnitten wird.

Das freut mich, das zu hören, auch wenn es schrecklich klingt – aber das ist meine beabsichtigte Provokation. Wenn das so aufgeht, dann hat das funktioniert.

Durch die Kleinschreibung, den Rhythmus des Textes und die stete Verwendung des Konjunktivs wird man als Leser in eine Hektik und in einen Sog gezogen, dem man sich schwer entziehen kann.

Hektik würde ich jetzt nicht für alle Texte gleichermaßen sagen, aber den Sog kann ich mir gut vorstellen. Ich arbeite sehr stark mit musikalischen Mitteln, eben mit Rhythmus, einer gewissen Bildlichkeit und mit Wortwiederholungen. Das ist dazu da, um es abzubilden und auf die Spitze zu treiben, das was

wir eben ständig in dieser Katastrophendramaturgie erleben. Also, ich bin zufrieden mit der Leserrezption.

Warum der Konjunktiv?

Der Konjunktiv schafft eine zeitliche Distanz. Wenn ich die Rede von jemandem wiedergebe, erlebe ich es ja nicht in dem Moment. Ich schaffe eine räumliche Distanz oder kann sie schaffen, man berichtet beispielsweise über etwas, das nicht mehr da ist und der Konjunktiv bringt eine mediale Ebene herein, also dass etwas kolportiert wird, oder man berichtet von etwas, das jemand anderes gesagt hat. Das ergibt ein Erzählverfahren, das zwei Ebenen hat – einmal den Raum, in dem das eigentlich stattfindet, und dann wie es übersetzt wird. Das hat mich von Anfang an wahnsinnig fasziniert. Mir war klar, dass ich das entwickeln wollte, mir anschauen wollte. In Hollywoodfilmen hätte man ständig das ewige Präsens – „ich bin dabei, ich sehe es so“ –, ich wollte diese Distanzebene mit hineinbringen, man ist eben der Zuschauer, man ist immer getrennt, aber möchte ran – man fühlt sich immer wieder zurückgesetzt.

Man hat das Gefühl, die eigene Meinung nicht äußern zu können und nur noch ein Spielball zu sein. Auf der einen Seite wird man als Leser zur Aktivität gedrängt und auf der anderen Seite kann man sich nur passiv verhalten. Sie haben den dramaturgischen Aufbau von Krisen erwähnt, der denen von Hollywoodfilmen zu ähneln scheint.

Da kann man immer sehr gut den 11. September als Beispiel bringen, wo sich selbst Terroristen am Hollywoodkino orientierten, weil sie wissen, dass sie damit den größten Effekt erzielen. Wir leben in einer Mediengesellschaft und das hat einfach einen wahnsinnigen Einfluss. In „disaster awareness fair“, das ist ein Essayband, den ich geschrieben habe, habe ich mich auch mit dem 11. September beschäftigt und mit Katastrophenerzählungen in den USA. Und wenn ich dann höre, dass George W. Bush Drehbuchautoren ins Weiße Haus einlädt, damit sie ihm nach dem 11. September erzählen, wie es weitergeht, dann weiß man, wie stark das vertwistet ist, also dass man eben nicht mehr diese Film- oder Narrationswelt, diese Hollywoodwelt trennen kann von der politischen Ebene. Man denkt immer, dass das Hollywoodkino Bezug auf die reale Welt nimmt, aber umgekehrt denkt man sich das nicht.

Wenn man sich Ihre Arbeiten ansieht, scheint es, als sei das Ihr Thema: Katastrophen, Krisen, wie sie dargestellt werden und wie wir damit umgehen und leben.



Kathrin Röggla: „Da ist ein hohes Maß an Unsicherheit in die Gesellschaft hereingekommen.“

Es gibt zwei Stränge in meiner Arbeit. Zum einen Ökonomie und Arbeit, zum anderen Katastrophen und Ausnahmezustand, manchmal verbinden diese Stränge sich auch. Das beschäftigt mich schon sehr lange, nicht nur nach dem 11. September, diese Ausnahmezustandsfrage. Mein Vater hat immer in Krisengebieten gearbeitet, das ist so ein biografischer Hintergrund. So war von Kindheit an dieses Thema da und durch den 11. September hatte ich dann den Anlass, darüber zu schreiben, auch über die Verschiebung, dass es immer normaler wird, in diesem Ausnahmezustand zu leben. Das ist aber sicher nicht getrennt zu sehen von dem zweiten Strang, von der Ökonomie – Naomi Klein hat das „Katastrophenkapitalismus“ genannt, also dass eine bestimmte Struktur oder eine Form von Kapitalismus auch Katastrophen erzeugt, und wo Katastrophen auch helfen, Umverteilungen weiter zu gewährleisten und eine Machtstruktur zu erhalten.

Trifft diese Einschätzung auch auf Deutschland zu?

Das ist etwas, was wir in Deutschland vielleicht noch nicht in dem krassen Maße auf den ersten Blick zu erfahren scheinen, aber wenn man dann genauer hinguckt, wenn man sich ansieht, wie unsicher unser Leben geworden ist, das Arbeitsleben in den vergangenen zwanzig Jahren, dann ist das gewaltig. Die junge Generation heute erwartet beispielsweise keine festen Verträge – so etwas ist von Vorvorvorgestern, heißt es. Das sind Kleinigkeiten, die aber etwas damit zu tun haben, dass man ständig Angst haben muss rauszu-

kippen, wegzufallen, keine soziale Struktur mehr zu haben. Man muss um sein Leben kämpfen, entweder „grow or go“ oder „up or out“ oder diese ganzen Sprüche, die schon sehr junge Menschen auf den Weg mitbekommen. Da ist ein hohes Maß an Unsicherheit in die Gesellschaft hereingekommen.

Inwieweit leben wir bereits mit diesen Krisen und Katastrophen? Bilden wir uns vielleicht einige Katastrophen nur ein, wie Sie in einer Passage über den Klimawandel schreiben, weil wir durch die Medien, durch die Filmästhetik schon grundsätzlich von Katastrophen ausgehen? Was ist real: die Katastrophe oder die Fiktion der Katastrophe?

Man muss schon immer ganz klar unterscheiden: Wir sind nicht an Katastrophen gewöhnt, wir sind an die Erzählung von Katastrophen gewöhnt. Also wenn wir jetzt hier Situationen hätten wie in Usbekistan oder in Teilen Afrikas, wo der Klimawandel heute faktisch stattfindet und auch Seen austrocknen, ganze Landwirtschaften nicht mehr funktionieren – das haben wir ja hier nicht. Das macht es so schwierig zu reagieren, wenn man es nicht mitkriegt und man nur so am Rande spekulativ dabei ist, dann betrifft es einen nicht. Das ist genauso mit der Finanzkrise – wir waren nun mal nicht in London oder in Island oder in den USA und haben in Zeltstädten wohnen müssen, sondern uns geht es ja noch relativ gut, auch wenn eine kleine Minderheit etwas verloren hat, aber es ist ja jetzt noch kein Staatsbankrott in Sicht.

Dann gehören wir gar nicht zu den Betroffenen?

Das kann sich schnell ändern. Und das ist das Heikle an diesem Thema, denn es gibt ja schon reale Katastrophen, auf die man reagieren muss, aber davor gibt es ja erstmal die Produktion dieser realen Katastrophen. Und wir leben nun mal in einer Zeit, die massiv Katastrophen produziert. Das ist etwas, das seltsamerweise immer gerne vergessen wird, obwohl das bei der Finanzkrise offensichtlich ist und beim Klimawandel auch, dass die von Menschen gemacht oder produziert werden. Aber auch wenn sie sozusagen natürlich sind, wie zum Beispiel beim Hurricane Cathrina, entsteht die eigentliche Katastrophe dadurch, dass man keine Vorsorge getroffen hat. Das ist ja auch etwas, was man gesellschaftlich verhandeln muss. Und das ist genau das, was die mediale und politische Katastrophenrhetorik paradoxerweise verhindert. In meinem Buch ging es mir aber weniger darum, Lösungswege aufzuzeigen, als die Probleme erstmal in ihrer Drastik zu veranschaulichen.

Vielen Dank für das Gespräch. □

Autorenporträt: Rainer Maria Rilke

Rainer Maria Rilke



ein Denkmal setzt. Ein Gedicht ist Kajetan Tyls gewidmet, dessen damals sehr populäres Lied „Kde domov můj“ (Wo ist meine Heimat?) nach 1918 zur tschechischen Staatshymne werden sollte. Rilkes frühe Lyrik pendelte ebenso unbekümmert wie phantasievoll zwischen Naturalismus, Jugendstil und Neuromantik.

Die Zeit kurz vor der Jahrhundertwende leitete einen Stilwandel ein: Das Ich tritt all-

mählich zurück, und abstrakte Wendungen werden häufiger. In den folgenden Jahren entwickelte Rilke, ausgelöst durch seine beiden Russland-Reisen mit Lou Andreas-Salomé (1899/1900) und seinen Aufenthalt in Paris, eine große poetische Eigenständigkeit. Im August 1902 zog Rilke nach Paris, wo er zeitweilig als Sekretär des Bildhauers Auguste Rodin arbeitete. Der Einfluss Rodins vertiefte den grundlegenden Wandel von Rilkes Kunstverständnis: An Stelle der Inspiration und des genialen Augenblicks sollte die fortwährende und unbeirrbar Arbeit treten. Doch nur selten gelang es Rilke, die ewigen Selbstzweifel zu vertreiben. In einem Brief an seine Frau Clara Westhoff fragt er: „Arbeiten. Werde ich es können?“ Er konnte es, besser denn je, und ein nuancenreicher, plastischer Stil prägte zunehmend die Lyrik und Prosa, die nun weniger Stimmungen und Gefühle, sondern kleine und kleinste Beobachtungen und Erlebnisse von Dingen in Sprache ausdrückte. In rascher Folge entstanden „Das Buch der Bilder“ (1902), „Auguste Rodin“ (1903), „Das Stunden-Buch“ (1905) und „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“ (1906). Der „Cornet“ wurde Rilkes erfolgreichstes Buch: Auf Anraten von Stefan Zweig erschien es als erster Band der von Anton Kippenberg herausgegebenen „Insel-Bücherei“.

Parallel zum „Cornet“ arbeitete Rilke an seinem Roman „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“, der vor genau hundert Jahren im Leipziger Insel Verlag erschien. Das zweibändige Werk, in dessen Mittelpunkt ein 28 Jahre alter Däne aus einem aussterbenden Adelsgeschlecht steht, bricht innerhalb der deutschen Literatur als erstes radikal mit dem realistischen Roman des 19. Jahrhunderts. Bilder der Krankheit, des Todes, des Ekels dringen in Malte ein, nur durch Sehen, Beobachten, Benennen ist er in der Lage, das Schreckliche zu bannen – am Ende steht die Frage: stirbt Malte oder stirbt er nicht? Während der Roman keine Antwort gibt, war für Rilke klar: Die „Dekadenz des Verlaufes“ – nicht nur des Romans, sondern des Lebens schlechthin – lasse gar keine andere Möglichkeit zu als Maltes Untergang.

Rilke starb am 29. Dezember 1926 an Leukämie und wurde vier Tage später in Raron (Schweiz) begraben. Zu diesem Zeitpunkt hatte er jedoch an einer vernachlässigten, abgelegenen Stelle des Himmels schon eine andere Heimat gefunden. So sagt man.

Von DANIEL MÖGLICH

11. September, rue Toullier.

So, also hierher kommen die Leute, um zu leben, ich würde eher meinen, es stürbe sich hier. Ich bin ausgewesen. Ich habe gesehen: Hospitäler. Ich habe einen Menschen gesehen, welcher schwankte und umsank. Die Leute versammelten sich um ihn, das ersparte mir den Rest. Ich habe eine schwangere Frau gesehen. Sie schob sich schwer an einer hohen, warmen Mauer entlang, nach der sie manchmal tastete, wie um sich zu überzeugen, ob sie noch da sei. Ja, sie war noch da. Dahinter? Ich suchte auf meinem Plan: Maison d'Accouchement. Gut. Man wird sie entbinden – man kann das. Weiter, Rue Saint-Jacques, ein großes Gebäude mit einer Kuppel. Der Plan gab an Val-de-grâce, Hôpital militaire. Das brauchte ich eigentlich nicht zu wissen, aber es schadet nicht. Die Gasse begann von allen Seiten zu riechen. Es roch, soviel sich unterscheiden ließ, nach Jodoform, nach dem Fett von Pommes frites, nach Angst. Alle Städte riechen im Sommer. Dann habe ich ein eigentümlich starblindes Haus gesehen, es war im Plan nicht zu finden, aber über der Tür stand noch ziemlich leserlich: Asyle de nuit. Neben dem Eingang waren die Preise. Ich habe sie gelesen. Es war nicht teuer.

Und sonst? ein Kind in einem stehenden Kinderwagen: es war dick, grünlich und hatte einen deutlichen Ausschlag auf der Stirn. Er heilte offenbar ab und tat nicht weh. Das Kind schlief, der Mund war offen, atmete Jodoform, Pommes frites, Angst. Das war nun mal so. Die Hauptsache war, daß man lebte. Das war die Hauptsache.

Aus: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge, 1910.

„Die giebelige, türmige Stadt ist seltsam gebaut: Die große Historie kann in ihr nicht verhallen ... Glänzende Namen liegen, wie heimliches Licht, auf den Stirnen stiller Paläste ... Brücken sind über den gelblichen Strom gebogen, der, an den letzten verhutzelten Hütten vorbei, breit wird im flachen böhmischen Land“, so beschreibt der 24-jährige Rainer Maria Rilke in der Jugendstil-Zeitschrift „Ver Sacrum“ seine Heimatstadt Prag. Und es ist sonderbar: Diese Stadt, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine noch nie dagewesene geistige und kulturelle Blüte erlebte, hat in der Physiognomie Rilkes tiefe und unverlierbare Spuren hinterlassen. Seltsam gebaut, gelblich, verhutzelt, irgendwie böhmisch im Profil – trifft das alles nicht auch auf Rilke zu? Zahlreiche Photographien, die entlang seines Lebenswegs entstanden sind, zeugen von dieser Prägung, dieser Ähnlichkeit – und selbst Rilkes Totenmaske, um die jahrzehntelang großes Rätselraten herrschte, tut das noch auf eine fast jenseitige, schattenhafte Weise. Allein das Oberlippenbärtchen, das Rilke Zeit seines Lebens jeden Morgen mit zwei bis drei Fingerspitzen süßlich duftender Brillantine bestreicht, betupft und bestäubt – dieser physiognomische Skandal ist wohl allein mit seiner Prager Herkunft nicht zu erklären!

Die Absinthgläser im National-Café, der blasse Ton des Himmels, die Bordelle am Quai, der Turm von St. Veit, die Kleinseite mit dem Hradschin, die Teynkirche, die Bordelle am Altstädter Ring, lauter Heiligtümer, die Militärspitäler, der wunderschöne Monat Mai, Primeln und Anemonen, die Bordelle am Brückenturm, Kaiser Rudolf II., die Pest in der Judenstadt, die steinernen Brüste der Jungfrau Maria, Rabbi Löw, der uralte Holunder in den Gärten des Stahover Klosters – kurz: Prag war das stimmungs-mäßige und topographische Versuchslabor, dem Rilke kurz vor der Jahrhundertwende als Künstler entschlüpfte. Wohin er auch ging, was er auch tat, ein Hauch dieser Stadt umwehte ihn stets.

Im November 1894 erschien bei Kattendit, einem winzigen Verlag in Straßburg und Leipzig, Rilkes erster Gedichtband „Leben und Lieder. Bilder und Tagebuchblätter“. Er ist mit der Widmung „Vally von R... zu eigen“ versehen. Vally, das ist Valerie von David-Rhonfeld, Rilkes Geliebte, Muse und Kummerkasten, die von ihrem Taschengeld und durch den Verkauf geerbter Ohrringe den Druck finanziert hatte. Ein Jahr später folgte sein zweiter Gedichtband „Larenopfer“, in dem er seiner Heimatstadt Prag

Chinesische Lyrik



Mingxiang Chen: **Frühling im Jadehaus.** Reclam Verlag, Ditzingen 2009. 256 Seiten, 12 €.

Lyrik ist schwer zugänglich, schwer zu übersetzen – je älter desto schwerer. Übersetzte, alte Lyrik scheint ergo überaus schwer zugänglich. Dass solchen Befürchtungen schon editorisch über weite Strecken entgegenge wirkt werden kann, zeigt die Anthologie „Frühling im Jadehaus“, die klassische chinesische Lyrik versammelt.

Die Herausgeber und Übersetzer Mingxiang Chen und Hildburg Heider haben mehr als 240 Gedichte aus der klassischen Zeit der chinesischen Dichtung ausgewählt: und die umfasst immerhin den Zeitraum vom 3. Jahrhundert v. Chr. bis zum 13. Jahrhundert. Um diese Dichtung und ihre Übersetzung

Friederike Mayröcker



Friederike Mayröcker: **dieses Jäckchen (nämlich) des Vogel Greif.** Gedichte 2004 – 2009. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2009. 342 Seiten, 22,80 €.

Im Anschluss an die 2004 erschienenen „Gesammelten Gedichte“ ist nun eine weitere komplette Sammlung der Lyrik Friederike Mayröckers erschienen. Der Umfang ist gewaltig: Füllten die Jahre 1939 bis 2003 gut 850 Seiten, erstreckt der zweite Zeitraum sich über fast 350 Seiten, bevor er 2009 endet. Diese Fülle ist einerseits beeindruckend, bedroht aber andererseits das einzelne Gedicht. Ausmaß und Gestaltung des Ganzen lassen dieses Buch zu einem Museum für Gegenwart werden: Ausfluss der seltsamen Zeitwahrnehmung unserer Tage, die das Erleben des Moments, das Gedicht des Augenblicks offenbar unter das Vorzeichen der Nostalgie rückt. Wohin soll da das Konkrete?

Denn der Sammelband mit dem Titel „dieses Jäckchen (nämlich) des Vogel Greif“, für

aufzuschließen, sind den Texten nicht nur Landkarten, Anmerkungen zu den Dichterbographien und Literaturhinweise beigegeben. Jedem Gedicht folgen unmittelbar Erläuterungen zu Ortsnamen, politischen Verhältnissen, Anspielungen. Darüber hinaus ist manches Gedicht in vier Versionen präsent: im Original, in Pinyin-Umschrift und neben der eigentlichen Übersetzung auch in einer direkten Interlinearversion. Chens Nachwort hingegen fällt mit nur sieben Seiten mager aus und vermag es kaum, zum Verständnis beizutragen: Geschichte und Literaturgeschichte finden kein fruchtbares Gleichgewicht.

In den Gedichten aber ist die Schwebewe zwischen unverstellt Augenblicklichem und Allgemeinem ein Spracherlebnis, das sich mit größter Ruhe im Naturraum vollzieht. Die Übersetzungen sind angenehm schlicht, ihre Form selten übermäßig streng. Nur selten auch kommt es zu Stillblüten, etwa wenn eine Situation „brenzlich“ wird oder ein lyrisches Ich „sternhagelvoll“ ist. Diese Kontraste mögen im Original angelegt sein, lassen sich so aber schwerlich wirksam ins Deutsche bringen. Dennoch: vieles ist lyrisch und nicht nur interessant.

Von TOBIAS ROTH

den Friederike Mayröcker im April den mit 10.000 Euro dotierten Peter-Huchel-Preis erhält, hat nicht nur mit Jahreszahlen zu tun, er dokumentiert die Gedichte tagesgenau. Das legt den steten Rhythmus der Schrift offen und die Germanistik der Zukunft dankt.

Aber die strikte Chronologie duldet keine andere Ordnung neben sich: ungegliedert geht der Strom der Zeit von Gedicht zu Gedicht. Der Leser verliert sich in den Gängen des Museums.

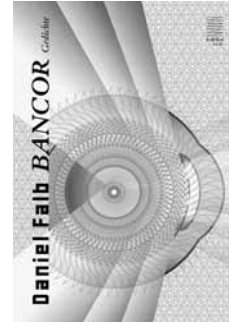
Orientierung im verzweigten Wurzelwerk der immer gleichen Bilder geben nur die halbdurchsichtigen, häufig auftauchenden Wiedergänger, etwa Friedrich Hölderlin und Jacques Derrida, seltener Franz Schubert (im Gedicht „fast Vollmond schon“).

Verstreut, von 18 weiteren Exponaten unterbrochen, findet der beflissene Museums gänger die vierzig Scardanelli-Gedichte wieder, als würden sie untergehen. Diese Dekomposition des Gedichtbandes zeigt, wie ernst hier die schiere Chronologie des Archivs genommen wird.

Das Museum versammelt Gegenstände und Stimmungen der Welt, das Glas der Vitrinen ist bei Mayröcker natürlich aus Tränen: „verhangen die Seele die Träne gehiszt das Fliesen der Tränen / Kaskade der Tränen die Fluten.“ Es gibt von allem reichlich, und „reichlich“ ist kein schönes Wort.

Von TOBIAS ROTH

Daniel Falb



Daniel Falb: **BANCOR.** Kookbooks, Idstein und Berlin 2009. 64 Seiten, 19,90 €.

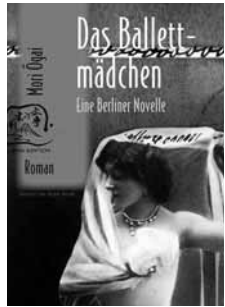
Der Lyriker Daniel Falb, 1977 in Kassel geboren, hat einen neuen Band zur Lyrik-Reihe von Kookbooks hinzugefügt, die er 2003 mit „die räumung dieses parks“ eröffnete. „BANCOR“, der Titel des Bandes, spielt auf die Weltwährung an, die während der Konferenz von Bretton Woods zwar im Gespräch war, aber zu Gunsten des US-Dollars als Leitwährung fallen gelassen wurde. Ziel war die Stabilisierung der Wechselkurse und die Öffnung zum Welthandel, dessen imperialistische Auswirkung wir heute leben und erleben. Die Lyrik, das fein ziselierete „als ob“, stellt sich hier vom Titel an unter das Zeichen eines transparenten „was wenn“, um die Konstellationen der nichts weniger als goldhinterlegten Gegenwart schärfer hervortreten zu lassen.

So kann man also von so genannter politischer Lyrik ausgehen; die fünf Gedichte Falbs in der Anthologie „alles außer tiernahrung“ (Rotbuch 2009), einer Sammlung „politisch“ gelabelter Lyrik, finden sich im vorliegenden Band wieder. Bezeichnet das aber mehr als Lyrik, die sich zur Gegenwart durchlässig und kommentierend verhält?

Falbs virtuose Bildsprache erzeugt Kurzschlüsse, deren erratische Konfrontation plötzlich bekannte Formeln wie „porentief rein“ bloßstellt vor der intensiven Lesehaltung, dem gebannten Blick. Die Funktion dieser Lyrik als semantischer Hebebühne, auf die die Narrheit der Welt gestellt wird, soll nicht davon ablenken, dass diese Bühne selbst fein gebaut ist. Viele Bilder sind schlagend, decken sich selbst wie Kurantmünzen. Zuweilen verdichtet sich das zur Sentenz, in moralischer Tradition: „du vermisst die bestände, indem du sie abfischst.“ Aber da bleibt eine Crux. Politisierte Lyrik hat solches Hindeuten als Aufgabe: Das spielt sich im Bereich inhaltlicher, weil realpolitischer Stringenz ab, nicht vorrangig im genuin lyrischen Kurant. Die „Weltsprache der modernen Lyrik“, so hat es auch hier den Anschein, misst (mit Lichtenberg zu reden) als kostbarer Spazierstock ab, wo sie als politische Nadel stechen wollte und sollte.

Von TOBIAS ROTH

Mori Ôgai



Mori Ôgai: Das Ballettmädchen. Eine Berliner Novelle. Aus dem Japanischen von Jürgen Berndt. be.bra verlag, Berlin 2010. 120 Seiten, 16,95 €.

Entbehrungsvolle Liebe oder ruhmreiche Karriere? Ein ewiger Konflikt. Oft erzählt und oft gelesen, aber selten so traurig-schön wie bei Mori Ôgai. Seine Novelle „Das Ballettmädchen“ von 1890, aus der Gründerzeit der modernen japanischen Literatur, ist ein kleines Meisterstück über die Unbedingtheit erster Liebe und den Schmerz einer unmöglichen Entscheidung.

Das Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts entfesselt dem japanischen Studenten Toyotarô die zuvor unterdrückten Sinne. Im Rausch exotischer Großstadtreize entwickelt er ein unabhängiges Ich, das sich der geistigen Bevormundung durch die Regierungsbürokratie seines Heimatlandes widersetzt. Als er sich

in die ebenso hübsche wie arme Tänzerin Elis verliebt, kostet ihn die unstandesgemäße Beziehung neben seinem Stipendium auch den letzten Rest seiner Reputation. Aber der Verlust bedeutet für ihn größere Freiheit, der schwierige Schritt zur vollständigen Emanzipation wurde ihm abgenommen.

Doch bald bricht Toyotarôs Vergangenheit in das nicht ohne romantische Überhöhung ausgemalte Dachkammerglück des Paares: Die Vermittlung eines Freundes eröffnet ihm einen Rückweg in seine glanzvolle Beamtenlaufbahn. In seiner ängstlichen Passivität deutet sich die Katastrophe an, während die inzwischen schwangere Elis mit ihrer bedingungslosen Hingabe die nötige emotionale Fallhöhe erklettert. So kindlich-naiv, so bezaubernd und hoffnungsfroh ihre Liebe war, so todernst und herzerreißend ist am Ende ihr apathischer Wahnsinn.

Ôgai, der selbst vier Jahre in Deutschland studiert hat, verarbeitet mit der Problematik aufgebener Liebe kaum verhüllt autobiographische Erlebnisse. Gerade im gelungenen Zusammenspiel zwischen leidenschaftlicher Intimität und streng kalkulierter Ästhetisierung offenbart sich sein großer reformatorischer Kunstanspruch.

Von CHRISTOPH HELD

Simon Froehling



Simon Froehling: Lange Nächte Tag. Liebesroman. bilgerverlag, Zürich 2010. 196 Seiten, 21,90 €.

„Nur Bares ist Wahres!“, heißt es in der schwulen Großstadtszene immer öfter. Damit sind keine Sexangebote auf Bargeldbasis gemeint; das Englische „bare“ meint mittlerweile Sex ohne Kondom – inklusive den Ansteckungsrisiken von Hepatitis bis HIV.

Genau um dieses Bare-Ficken geht es mitunter im „Liebesroman“, wie der Untertitel von Simon Froehlings Debüt „Lange Nächte Tag“ lautet. Es ist erschienen im Zürcher bilgerverlag. Froehling, Jahrgang 1978 und Schweizer mit australischem Doppelpass, ist bisher als Dramatiker aufgefallen, seine Stücke „Mashup“ und „Feindmaterie“ sind in Berlin aufgeführt worden.

In Froehlings nicht chronologisch erzähltem Roman, wie schon in den Theaterstücken, steht eine schwule Beziehung im Mittelpunkt: Ich-Erzähler Patrick und Jirka (sprich: Jirko) ler-

nen sich im heutigen Zürich im Spätherbst kennen. Zunächst läuft alles super, bis Jirka sich auf HIV testen lässt und das Ergebnis positiv ist. Patrick, trotz Panik, bleibt bei ihm. Er lässt sich ebenfalls testen, sein Ergebnis: negativ.

Daraufhin feiert er allein mit Alkohol und Drogen und wohnt später einer Sexorgie bei, wo er bare gefickt wird. Als er das Sperma aus seinem Arsch fließen fühlt, denkt er: „Jetzt sind wir uns gleich.“

Diese absichtliche Ansteckung, die als Beziehungslösung fungiert, sowie die pornografisch anmutenden Szenen, die meist funktional und kühl wirken, machen diesen Roman zu einem nachdenklichen, erschreckenden und berausenden Leseerlebnis.

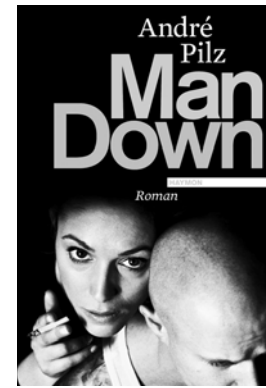
Das Bare-Ficken steht jeder Political Correctness und allen AIDS-Kampagnen entgegen – nicht aber der Realität in der homosexuellen Szene.

So beschreibt Froehling sehr eindrücklich eine schwule Generation der um die 30-Jährigen, die zwischen schnellem virtuellem Sexleben, der Sehnsucht nach dem perfekten „Prinzen“ sowie der Verdrängung durch die nächstjüngere und begehrenswertere Generation steht. Eine Generation ohne Halt.

Froehling ist mit diesem Roman ein furioser Wurf gelungen, der für Diskussionszündstoff sorgen wird!

Von ANGELO ALGIERI

André Pilz



André Pilz: Man down. Haymon Verlag, Innsbruck 2010. 276 Seiten, 19,90 €.

Wenn man fällt, fällt man tief. Und hart. Zahllose gebrochene Rippen bohren sich einem in die Lunge, vor Schmerz kann man weder Beine noch Arme bewegen und im Mund breitet er sich aus, der schwere Geschmack von Eisen.

Kai Samweber, Protagonist in André Pilz' neuem Roman „Man down“, ist gefallen, bei seiner Arbeit als Dachdecker. Und er fällt weiter. Durch den Unfall kann er nicht mehr arbeiten, und weil sein ehemaliger Arbeitgeber ihm den ausstehenden Lohn nicht zahlt, muss er sich bei Öcal und Ugi, den Brüdern seines besten Freundes Shane, Geld leihen – das er zurückzahlt, indem er Gras aus der Schweiz nach Deutschland schmuggelt.

Sein übriges Leben ist nicht viel rosiger: Er liegt auf einer versifften Matratze in seiner abgefickten Wohnung und hört den Nazis von nebenan beim Feiern zu, er trinkt Wodka aus der Flasche und raucht einen Joint nach dem anderen. Dann jedoch lernt er Marion kennen. Es stört sie nicht, dass seine Klamotten alt sind und mottenzerfressen, sie stört sich nicht an seinem hinkenden Gang. Sie sind glücklich, inmitten all des Unglücks. Aber Kai fällt. Und das kann Marion nicht aufhalten.

André Pilz erzählt „Man down“ in einem Guy-Ritchie-trifft-Quentin-Tarantino-Ton: Gewalt ist gewalttätig, Sex ist rau und dreckig. Wenn Kai zusammengeschlagen wird, schmeckt der Leser das Blut in seinem Mund. Wenn Marion und Kai miteinander schlafen, riecht man den Schweiß. Und so groß die Hoffnung auch ist, dass am Ende dieses rasanten Horrortrips alles gut wird: Die Hoffnung wird mit jedem selbstreflexiven Monolog Kais etwas vermindert. Am Ende ist es so, wie Kai in seinen Monologen immer wieder betont: Die da oben kümmern sich um die ganz unten nicht. Und so bleibt ihm gar nichts anderes übrig, als seine Frustration in einer radikalen Reaktion kulminieren zu lassen. Wenn man fällt, fällt man tief. Und hart. Sein Protagonist mag verloren sein, André Pilz selbst jedoch hat eine Punktlandung geschafft.

Von MARTIN SPIESS

Augsburg

5.3. – Pfarrsaal Lesung. Stephan Kulle – „40 Tage im Kloster des Dalai Lama“. 19.30 Uhr. Ulrichsplatz 16, 86150 Augsburg.

17.3. – Kolping Saal Lesung. Andreas Englisch – „Wenn Gott spricht“. 19.30 Uhr. Frauentorstraße 29, 86152 Augsburg.

12.4. – Taschenbuchladen Krüger Lesung. Arno Geiger – „Alles über Sally“. Alfred und Sally sind schon reichlich lange verheiratet. Das Leben geht seinen Gang, allzu ruhig, wenn man Sally fragt. Als Einbrecher ihr Vorstadthaus in Wien heimsuchen, ist plötzlich nicht nur die häusliche Ordnung dahin: In einem Anfall von trotzigem Lebenshunger beginnt Sally ein Verhältnis mit Alfreds bestem Freund. Und Alfred stellt sich endlich die entscheidende Frage: Was weiß ich von dieser Frau, nach dreißig gemeinsamen Jahren? Arno Geiger, der international gefeierte Buchpreisträger aus Österreich, schreibt noch einmal den großen Roman vom Liebesverrat. Eine Geschichte von Ehe und Liebe in unserer Zeit. (Carl Hanser Verlag) 20 Uhr. Färbergäßchen 1, 86150 Augsburg.

15.4. – Friedrich Pustet Lesung. Barbara Beuys – „Sophie Scholl“. Sophie Scholl ist eine Ikone der deutschen Geschichte. Mit Flugblättern hatte sie es gewagt, die verbrecherische Politik Adolf Hitlers anzuklagen. Doch ihr Weg von der jugendlichen NS-Führerin zur entschiedenen Gegnerin des Nationalsozialismus war länger, widersprüchlicher und differenzierter als bisher dargestellt. Barbara Beuys hat Hunderte bisher unbekannte Dokumente gesichtet, die das Rückgrat der ersten umfassenden Biografie über Sophie Scholl bilden. Eingebettet in die farbige, historisch präzise Schilderung der Nazi-Herrschaft beschreibt sie meisterhaft die ganze Lebensspanne der Widerstandskämpferin der Weißen Rose. (Carl Hanser Verlag) Karolinenstraße 12, 86150 Augsburg.

Berlin

4.3. – Gattas Lesung. Rhythmen, Reime, Raps und Prosa. Wiederholung der Geburtstags-Lesung vom 24. Januar von Frederike Frei mit neuen Teilen. Viele bedauerten, dass die Lesung nicht aufgenommen wurde und auf Youtube zu sehen ist, sagt Frei. Was nicht ist, kann noch werden. Für alle Wiederholungstäter oder Januarmuffel gibt es am Donnerstag den 4. März die zweite Chance! Grainauer Straße 11, 10777 Berlin. Telefon: 030 - 213 24 11. www.gattas.de. gattas@berlin.de.

9.3. – Literarisches Colloquium Lesung. Stephan Thome – „Grenzgang“. 4/6 €. 20 Uhr. Am Sandwerder 5, 14109 Berlin.

11.3. – Literarisches Colloquium Lesung. Ulrike Draesner – „Vorliebe“. 20 Uhr. Am Sandwerder 5, 14109 Berlin.

12.3. – Literaturhaus Lesung. Hans Joachim Schädlich – „Kokoschkins Reise“. Der Exilrusse Fjodor Kokoschkin kehrt auf der Queen Mary 2 von einer Reise an die Orte seiner Kindheit und Jugend nach New York zurück. Seine Erinnerungen rufen die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts mit ihren Verfolgungen, Schicksalen und Emigrationen wach. 20 Uhr. Fasanenstraße 23, 10719 Berlin.

15.3. – Berliner Ensemble Lesung. Martin Walser – „Leben und Schreiben. Tagebücher 1974-1978“. Bertolt-Brecht-Platz 1, 10117 Berlin.

23.3. – Zentrum Lesung. Clemens Meyer – „Gewalten“. 20 Uhr. Danziger Straße 50, 10435 Berlin.

14.4. – Schleichers Buchhandlung Afrika-Abend mit Asfa Wossen Asserate und Rupert Neudeck. Der Kontinent Afrika, seine Länder und Menschen befinden sich im Aufbruch. Aber Armut und politische Gewalt nehmen zu. Das koloniale Erbe und die Misswirtschaft seiner Eliten sind dabei treibende Kräfte.

Zwei exzellente Afrika-Kenner, der Historiker und Großneffe des letzten Kaisers von Äthiopien und der Gründer von Cap Anamur bringen uns mit ihren neuen Büchern den Kontinent, seine Geschichte und Probleme nahe. Christian Richter im Gespräch mit den Autoren. 5-10 €. 19.30 Uhr. Museen Dahlem. Lansstraße 8, 14195 Berlin.

20.4. – Literarisches Colloquium Lesung. Yiyun Li – „Weltsammler“. „Yiyun Li spricht aus, was China nicht hören will – unerschrocken und wahrhaftig.“ (Sigrid Loeffler). Moderation: Sigrid Löffler. 20 Uhr. Am Sandwerder 5, 14109 Berlin.

21.4. – Autorenbuchhandlung Lesung. Andrea de Carlo – „Als Durante kam“. Lesung in italienischer Sprache. Deutscher Part: Marc Iven. Moderation: Nicola Gaedicke. 20Uhr. Carmerstraße 10, 10623 Berlin.

22.4. – Literarisches Colloquium Lesung. Julia Blesken und Patrik Hoffmann. Debütanten. Moderation: Dieter Stolz. 20 Uhr. Am Sandwerder 5, 14109 Berlin.

27.4. – VIA Lesung & Gespräch. Lena Gorelik – „Verliebt in St. Petersburg“. Die Stadt für Verliebte und Kunstbessene, Schlaflose, Wodkatrinker und Pelzträger: Sankt Petersburg war immer schon Opfer seiner Klischees. Lena Gorelik greift diese freudig auf und liefert Insiderwissen, mit dem Sie bestimmt in keine Touristenfalle tappen. Lena Gorelik, selbst gebürtige Petersburgerin, streift zweimal im Jahr ihre Sehnsucht ab und verbindet das mit dem unvermeidlichen Verwandtenbesuch. Ergebnis ihrer Feldstudien ist dieses witzige, sehr persönliche Reisebuch, das keine Museenöffnungszeiten enthält, aber dafür ultimative Tipps, wie Ihre Reise an die Nawa bestimmt unvergesslich wird. Um Anmeldung wird gebeten: Yvonne Gaebel. Telefon: 030 / 44 35 48 13. 5 €. 19.30 Uhr. Schönhauser Allee 175, 10119 Berlin.

Bitburg

11.5. – Festsaal im Haus Beda Lesung. Martin Suter – „Der Koch“. Martin Suter liest im Rahmen des Eifel Literatur Festivals aus seinem aktuellen Werk „Der Koch“. Moderation: Dr. Josef Zierden. 20 Uhr. Bedaplatz 1, 54634 Bitburg.

Bottrop

25.4. – Kulturzentrum August Everding Lesung. Achim Amme liest aus dem Werk von Joachim Ringelnatz. 15 Uhr. Böckenhoffstraße 30, 46236 Bottrop.

Bremen

15.3. – Buchhandlung Geist Lesung. Georg Klein – „Roman unserer Kindheit“. 20 Uhr. Am Wall 161, 28195 Bremen.

5.4. – Lemon Lounge Buchbesprechung. Thomas Bernhard – „Das Kalkwerk“. Konrad arbeitet jahrzehntelang an einer Studie über das Gehör, „das philosophischste aller Sinnesorgane“. Seine Frau, er selbst, die ganze Umwelt werden ihm zu Objekten des Experimentes, das Unhörbare zu hören, das Erkannte mitzuteilen. Als die allein auf den „Wörterverkehr“ gestellte Kommunikation zur „exemplarischen Wortlosigkeit“ wird, stellt sich der Tod ein. Eintritt frei. 19 Uhr. Am Wall 164, 28195 Bremen.

12.4. – Theater am Goetheplatz Lesung. Herbert Feuerstein – „Reisen, Essen und andere Katastrophen“. Herbert Feuerstein kommt nach Bremen! Drei Reisebücher hat er geschrieben: „Feuersteins Reisen“, „Feuersteins Ersatzbuch“ und „Feuersteins Drittes“ – und einen Sammelband mit alten und neuen Texten („Frauen Fragen Feuerstein“). Freuen Sie sich auf den spitzbübischen Charme des Kabarettisten und seine pointenreiche Sicht auf unsere Welt. In Kooperation mit dem Bremer Literaturkontor. 19.30 Uhr. Goetheplatz 1-3, 28203 Bremen.

15.4. – Bamberger Haus Lesung. Peter Kaempfe liest ausgewählte Texte von Friedo Lampe. Viel zu wenig hat Bremen seinen Dichter Friedo Lampe (1899-1945) gekannt. Und dass obwohl er „zu den interessantesten Schriftstellern gehört, die Bremen in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhundert hervorgebracht hat“. Mit dem Schauspieler Peter Kaempfe erhält nun das Bremer Publikum erneut die Gelegenheit, einen Einblick in Friedo Lampes Werk zu bekommen. In ein Werk, von dem Wolfgang Koeppen sagt, es sei ein „wichtiges, vollendetes, nobles noch unausgeschöpftes Oeuvre, voll von Lesefreuden, ein Lehrbuch für junge Schriftsteller“. Moderation: Kathrin Klug. 6-8 €. 19.30 Uhr. Faulenstraße 69, 28195 Bremen.

20.4. – Bremer Presseclub Literarisches Gespräch über „Hoffnung im Alentejo“ von José Saramago. Der portugiesische Nobelpreisträger José Saramago ist heute – zuletzt in den Medien mit der Verfilmung seines Romans „Die Stadt der Blinden“ – ein exponierter Vertreter der portugiesischen Literatur. Der literarische Durchbruch gelang ihm 1979 mit seinem Roman „Hoffnung im Alentejo“. Südlich des Tejo, im portugiesischen „Hinterland“, formierte sich als erstes der Aufstand gegen die feudalen Herrschaftsstrukturen und die Diktatur Salazars. Der Roman thematisiert dieses Aufbegehren bis zum Ausbruch

PRIVATSCHULE

- Abitur (BAföG)
- Mittlere Reife
- Deutsch als Fremdsprache (au pair)
- Fremdsprachen
- Förderunterricht



„Ein Teil unsrer Landsleute ist jetzt in den allgemeinen kritischen Aufstand und in das Rezensieren omnium contra omnes so verflochten, dass er nicht hört, und der andere hat seine Augen in Empfindsamkeit so geschlossen, dass er nicht sieht, was um ihn vorgeht.“

G.C. Lichtenberg „zur Methylogie der Deutschen“

Pestalozzistraße 97
10625 Bln. Charlottenburg
www.lichtenberg-kolleg.de

☎ 313 81 21

der Nelkenrevolution im April 1974. In der Präsentation dieses für Portugal zentralen historischen Stoffes lässt Saramago bereits seine spätere stilistische und dramaturgische Meisterschaft erkennen. Mit Dr. Manfred Treib. Anmeldung: 0421 / 36 15 95 25. 6-8 €.

20.4. – Theater in der Lessingstraße Lesung mit Cornelia Petmecky. Schauriges und Böses von Edgar Allen Poe. Edgar Allen Poe, 1809 in Boston geboren und 1849 in Baltimore, mit 40 Jahren gestorben, ist der bedeutendste amerikanische Dichter der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als wichtigster Vertreter der amerikanischen Romantik hat Poe in seinen Erzählungen alle Bezirke des Menschlichen durchmessen, das Grausige und Groteske, das Abenteuerrliche und Utopische. Die geistvollen Fiktionen und Betrachtungen, die in seiner Epik verwoben sind, nehmen manchen Dichter der Gegenwart voraus, immer dringt seine Prosa in unbekannte Räume vor. Feinnervig reagiert er auf eine Wirklichkeit, die er mehr ahnte als sah; daher erscheinen seine Erzählungen so modern. Von der Eindringlichkeit und Kühnheit seiner Abenteuer- und Kriminalnovellen, seiner spiritistischen Geschichten und Humoresken wird jede Generation aufs Neue gepackt. 19.30 Uhr. Theater in der Lessingstraße 12, 28203 Bremen.

Dresden

15.3. – Kulturpalast Lesung. Frank Schätzing – „Limit“. Mai 2025: Die Energieversorgung der Erde scheint gesichert, seit die USA auf dem Mond das Element Helium-3 fördern. Bahnbrechende Technologien des Konzerngiganten Orley Enterprises haben die Raumfahrt revolutioniert, in einem erbitterten Kopf-an-Kopf-Rennen versuchen Amerikaner und Chinesen, auf dem Trabanten ihre Claims abzustecken. 20 Uhr. Schloßstraße 2, 01067 Dresden.

23.3. – Theater Wechselbad Lesung. Klaus Bednarz – „Ferne und Nähe“. Aus einem Journalistenleben. Reportagen, Reden, Kommentare und andere Texte aus vier Jahrzehnten. 20 Uhr. Materstraße 17, 01067 Dresden.

29.3. – Komödie Lesung. Hellmuth Karasek – „Ihr tausendfaches Weh und Ach“. 19.30 Uhr. Freiburger Straße 39, 01067 Dresden.

29.4. – Erich Kästner Museum Lesung. Kurt Drawert – „Steinzeit“. Familie Huhn – er ein Architekt ohne Auftragschancen, sie nörgelnde Ehefrau, die Schwester Anna und die schon tote Mutter in einem Rollstuhl, die schizophrene Tochter Jana und der coole Sohn Jan – hat sich einen Swimmingpool in den Garten bauen lassen. Aber nicht irgendeinen, sondern den schönsten weit und breit in der Siedlung. Er hat nur einen entscheidenden Nachteil: Er kann sein Wasser nicht halten. Das ist umso peinlicher, als dieses Monument des Erfolges und des Wohlstands noch am 25. desselben Monats eingeweiht werden soll und zu dieser Feier alle geladen sind, die Rang und Ansehen haben: der Herr Streitvogel vom Bauamt, auch Bobo genannt, der Makler Herr Meise und die heiligen Damen Amanda und Almeida, die Nachbarn Harald und Gertrud Kiesel und der Herr Fabian, artist's agent, der Psychiater Dr. Freudenstein und die Arbeiter und Reporter natürlich. Was also tun, so kurz vor dem Jahrtausendwechsel, mit den Defekten? Auch der Künstler Ernesto kann nicht mehr helfen, und so schneidet Dr. Freudenstein den Gesellschaftskörper am Ende fachgerecht auf, um zu sehen, ob er ein Herz hat. Um dieses Lustspiel, das in eine gigantische Feier mündet, gruppiert Drawert einige Prosatexte, in denen er sich als Archäologe betätigt, schauend in die Abgründe, die steinzeitlichen Tiefen unseres Herkommens. (Suhrkamp Verlag). 19 Uhr. Antonstraße 1, 01097 Dresden.

Frankfurt am Main

7.3. – Restaurant Cosmopolitan Lesung. Eva Demski – „Gartengeschichten“. 11 Uhr. Im Frank-

furter Hauptbahnhof, gegenüber Gleis 3 und 4, 1. Stock, 60329 Frankfurt am Main.

12.4. – Jahrhunderthalle Lesung. Michael Mittermeier – „Achtung Baby“. Jahrelang hat Michael Mittermeier auf der Bühne Späße über junge Eltern gemacht. Vor kurzem ist er selbst Vater geworden. Wie seine Tochter sein Leben verändert und worüber er jetzt lacht, erzählt er in diesem Buch. Es fängt an in der Zeit davor, als Eltern noch die Anderen sind – bemitleidenswerte Wesen, die mit müden Augen und Breiflecken auf der Hose beteuern, dass sie sich auf den Urlaub im Kinderhotel freuen. Und die sich nur für eins interessieren: „Und wann ist es bei euch soweit?“ (Kiepenheuer & Witsch). 20 Uhr. Pfaffenwiese, 65929 Frankfurt am Main.

13.4. – Literaturhaus Lesung. Nadja Küchenmeister liest aus „Alle Lichter“. Mit Hubert Spiegel. 3,50-6 €. 20 Uhr. Schöne Aussicht 2, 60311 Frankfurt am Main.

15.4. – Literaturhaus Buchpräsentation & Lesung (italienisch / deutsch). „Der Geist von Turin“. Pavese, Ginzburg, Einaudi und die Wiedergeburt Italiens nach 1943. Mit Maïke Albath und Carlo Ginzburg. 3,50-6 €. 20 Uhr. Schöne Aussicht 2, 60311 Frankfurt am Main.

19.4. – Literaturhaus Lesung. Letzer Tristram-Day, Peter Heusch liest Laurence Sterne „Leben und An-

Alle Angaben basieren auf
Informationen der Veranstalter
oder Verlage. Änderungen
möglich. Keine Gewähr
für die Richtigkeit der
Angaben.

sichten von Tristram Shandy, Gentleman“. 3,50-6 €. 20 Uhr. Schöne Aussicht 2, 60311 Frankfurt am Main.

23.4. – Instituto Cervantes Welttag des Buches. Lesung des „Don Quijote“. Im Jahr 1996 erklärte die UNESCO den 23. April als „Welttag des Buches und der Urheberrechte“. Seitdem feiern ihn jedes Jahr weltweit Literatur-, Kultur- und Bildungseinrichtungen mit zahlreichen Veranstaltungen. Gleichzeitig ist der 23. April der Todestag des Schriftstellers Miguel de Cervantes und Datum der Verleihung des höchsten spanischen Literaturpreises „Premio Cervantes“. Programm: Tag der offenen Tür der Bibliothek Libros Cruzados. Besucher tauschen Bücher in der Cervantes-Buchbörse. Live Übertragung der Lesung des „Quijote“ aus dem Circulo de Bellas Artes in Madrid. An dieser vollständigen und durchgehenden Lesung können neben Persönlichkeiten aus Politik und Kultur alle lesefreudigen Besucher unseres Institutes per Videokonferenzschaltung teilnehmen. Ab 12 Uhr. Staufeustraße 1, 60323 Frankfurt am Main.

23.4. – Stadtteilbibliothek Rödelheim Lesung. Valentin Senger – „Kaiserhofstraße 12“. Im Stile eines Tatsachenberichtes, kraftvoll, ohne jedes schmückende Beiwerk, schildert der 1918 geborene Autor seine Kindheit, das Lavieren durch Behörden und Instanzen, die misstrauischen Amtsmiener und die immerwährende Furcht vor der Entdeckung der wahren Identität. Nach der Machtergreifung 1933 erweist sich Mama Senger als Meisterin der Camouflage, eine für die Familie wahrscheinlich lebensrettende Maßnahme! Dennoch geht Valentin später hart mit ihr ins Gericht: „Mama hatte uns eingepreßt, immer nur zu tun, was andere auch machten, jedes Auffallen zu vermeiden.“ So sehr hatte sich ihre Maxime des Kleinmachens in ihn hineingefressen, dass er noch nach Jahren nicht angstfrei seine Meinung äußern konnte. Anschließendes Gespräch mit Irmgard Senger. 19.30 Uhr. Radilostraße 17-19, 60489 Frankfurt am Main.

26.4. – Literaturhaus Lesung. Im Rahmen von „Frankfurt liest ein Buch“. „Zum roten Eck“ – Gespräch über Valentin Senger und Georg K. Glaser. Mit Irmgard Senger und KD Wolff. 3-5 €. 20 Uhr. Schöne Aussicht 2, 60311 Frankfurt am Main.

27.4. – Literaturhaus Lesung. Zeitkapsel Nr. 10 „Hans Blumenbergs Zettelkästen. Entschlüsselt von Ulrich von Bülow und Dorit Krusche“. In Zusammenarbeit mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach. 3,50-6 €. 20 Uhr. Schöne Aussicht 2, 60311 Frankfurt am Main.

2.5. – Literaturhaus Lesung Mary Pope Osborne – „Das magische Baumhaus“. Mary Pope Osborne liest aus der Reihe „Das magische Baumhaus“. Für Kinder ab sechs Jahren. 3 €. Schöne Aussicht 2, 60311 Frankfurt am Main.

Friedrichshafen

22.4. – Buchhandlung RavensBuch Lesung. Friedrich Dönhoff – „Savoy Blues“. Weitere Autoren: Arno Strobel, Silvia Roth. 20 Uhr. Karlstraße 42, 88045 Friedrichshafen.

Großenwiehe

18.4. – Dörpshus Lesung. Achim Amme liest aus dem Werk von Joachim Ringelnatz. 16 Uhr. Alte Bredstedterstraße 1, 24969 Großenwiehe.

Hamburg

9.3. – Altonaer Theater Lesung. Martin Suter – „Der Koch“. Weltweite Finanzkrise, Bürgerkrieg in Sri Lanka und eine Firma, die in aller Verschwiegenheit boomt: „Love Food“ fürs diskrete Tête-à-Tête. Politische Gegenwart, Liebesgeschichte, Exotik und Sinnlichkeit – ein Roman, der keinen Wunsch offen lässt. 20 Uhr. Max-Brauer-Allee 16, 22765 Hamburg.

23.3. – Literaturhaus Lesung. Verena Auffermann, Gunhild Kübler, Ursula März, Elke Schmitter – „Leidenschaften. 99 Autorinnen der Weltliteratur.“ 20 Uhr. Schwanenwik 38, 22087 Hamburg.

31.3. – Literaturhaus Lesung. Clemens Meyer – „Gewalten“. 20 Uhr. Schwanenwik 38, 22087 Hamburg.

9.4. – Speicherstadtmuseum Krimnacht. „Morde zwischen den Meeren“. Premierenslesung mit Michael Koglin, Heinrich-Stefan Noelle und Jobst Schlennstädt. Nirgendwo erholt man sich so gut wie an der Nord- und Ostsee. Aber das Idyll ist trügerisch. Der Leser wird überrascht sein, was für fiese Verbrechen an der deutschen Küste und auf den Inseln begangen werden. Den Herausgebern Buttkus und Schlennstädt ist es gelungen, für den Sammelband viele bekannte Autoren zu gewinnen: Eva Almstädt, Anke Clausen, Nina George, Gunter Gerlach, Henrike Heiland, Carmen Korn u.v.a. 7,50-9,50 €. 19.30 Uhr. St. Annenufer 2, 20457 Hamburg.

4.5. – Literaturhaus Lesung. Christoph Biermann – „Die Fußball-Matrix“. Christoph Biermann hat ein so außergewöhnliches wie verblüffendes Fußballbuch geschrieben. Auf der Suche nach dem perfekten Spiel hat er mit Meistertrainer Felix Magath Fußball und Schach verglichen, ist in die Welt der Fußballdaten eingetaucht und hat das geheimnisvolle Laboratorium des AC Mailand besucht. Mit Lionel Messi hat er über Computerspiele gesprochen und einen Ökonom gefunden, der Fußball berechenbar machen will. 19.30 Uhr. Schwanenwik 39, 22087 Hamburg.

Hannover

2.3. – Literaturetage im Künstlerhaus Lesung. Arno Geiger – „Alles über Sally“. Alfred und Sally sind schon reichlich lange verheiratet. Das Leben geht seinen Gang, allzu ruhig, wenn man Sally fragt. Als Einbrecher ihr Vorstadthaus in Wien heimsuchen, ist plötzlich nicht nur die häusliche Ordnung dahin: In einem Anfall von trotzigem Lebenshungrer beginnt Sally ein Verhältnis mit Alfreds bestem Freund. Und Alfred stellt sich endlich die entscheidende Frage: Was weiß ich von dieser Frau, nach dreißig ge-

meinsamen Jahren? Arno Geiger, der international gefeierte Buchpreisträger aus Österreich, schreibt noch einmal den großen Roman vom Liebesverrat. Eine Geschichte von Ehe und Liebe in unserer Zeit. 19.30 Uhr. Sophienstraße 2, 30159 Hannover.

19.4. – Literarischer Salon Lesung. Andrea De Carlo – „Als Durante kam“. Lesung in italienischer Sprache. Deutscher Part: Matthias Haase. 20 Uhr. Königsworther Platz 1, 30167 Hannover.

Kiel

1.3. – KulturForum Lesung. Inge Jens – „Unvollständige Erinnerungen“. Ein couragiertes Leben, eine ungewöhnliche Frau – Inge Jens erzählt ihre eigene Geschichte. 20 Uhr. Andreas-Gayk-Straße 31, 24103 Kiel.

2.3. – Literaturhaus Lesung. Die Liliencron-Dozentin 2005 Ulrike Draesner liest aus ihrem neuen Roman „Vorliebe“. 20 Uhr. 7/4 €. Schwanenweg 13, 24105 Kiel.

20.4. – Niederdeutsche Bühne Lesung. Grön ist mien leevste Farv. Lesung mit Musik. 19.30 Uhr. Wilhelmplatz 2, 24116 Kiel.

24.3. – Literaturhaus Lesung. Lesung. Hannes Hansen stellt sein Buch „Auf der Suche nach Schleswig-Holstein“ vor. 20 Uhr. 5/3 €. Schwanenweg 13, 24105 Kiel.

2.5. – Kieler Schloss Lesung. Pierre Franckh – „Erfolgreich wünschen“. Bekannt wurde er als Schauspieler und Synchronsprecher, aber Pierre Franckh ist auch schon seit Jahren als Autor tätig. Denn Franckh kennt sich aus im Leben und weiß, wie man es positiv angeht. 20 Uhr. Wall 74, 24103 Kiel.

Köln

9.3. – Museum Ludwig Lesung. Ivan Nagel – „Gespräche und Drama“. Über Jahrhunderte, von 1300 bis 1800, war die Leitgattung der europäischen Malerei das Historienbild. Götter, Helden, Menschen aus heidnischer, jüdischer, christlicher Sage wurden ins Bild geholt. Ivan Nagel zeigt den Aufstieg des neuen Historienbildes von 1300 bis 1500. In einem weit verbreiteten Vorurteil sah man Giotto, Masaccio und Leonardos Werke als „erzählende Bilder“. Ivan Nagel zeigt indessen, dass sie ihr präsentisches Aufleuchten einer Handlung nicht mit dem Epos oder dem Roman teilen, sondern mit dem Drama, das sie, lange vor dem Theater, erneuern. Der Autor zeigt, wie Giotto und Dante gemeinsam die Kunst als sichtbares Sprechen, „visibile parlare“, als Dialog der Gesten, Mienen und Blicke entdecken; wie Giotto seinen lebenslangen Helden Franz von Assisi erst als aufrührerischen Lebensreformer, dann als kanonisierten Wundertäter, schließlich als modernen Menschen autonomer Entschlüsse in diesen Bilddialogen spiegelt. Eine weitere Untersuchung gilt der (bislang oft ignorierten) Freundschaft zwischen Masaccio und Alberti. 19 Uhr. Heinrich-Böll-Platz, 50667 Köln.

11.3. – Schauspielhaus Herta Müller trifft Ai Weiwei. 19.30 Uhr. Offenbachplatz, 50667 Köln.

14.3. – Schauspielhaus Lesung. Miriam Meckel – „Brief an mein Leben“. Eine erfolgreiche Frau klappt zusammen. Ihr Körper zieht die Notbremse, nichts geht mehr. Die Diagnose: Burnout. In einer Klinik im Allgäu beginnt sie, einen „Brief an mein Leben“ zu schreiben. 20.30 Uhr. Offenbachplatz, 50667 Köln.

18.3. – MS RheinEnergie / Literaturschiff Lesung. Ulla Hahn – „Aufbruch“. Ihr Leben scheint vorgezeichnet: Kinder, Küche, Kirche. Doch Hilla träumt sich weg aus dem Dorf am Rhein. Nichts kann dem Kind kleiner Leute die Sehnsucht nach der Freiheit des Geistes austreiben. Unverhofft bietet sich ihr ein neues Leben: Abitur, Studium, ihre selbst gewählte Zukunft liegt vor ihr. Nach „Das verborgene Wort“ hat die Lyrikerin und Bestsellerautorin Ulla Hahn erneut ein imposantes Epos vorgelegt, das feinnervig vom Erwachsenwerden, Wachwerden, Menschwerden erzählt. Hilla lacht das freieste Lachen der Welt. Es ist der erste Tag nach den Weihnachtsferien im Januar 1963; das Lehrerkollegium des Aufbaugymnasiums hat beschlossen, die Siebzehnjährige

noch ins laufende Schuljahr aufzunehmen. Mit diesem Tag beginnt für das wissbegierige Kind „vun nem Prolete“ endlich das lang ersehnte neue Leben, in dem die einfachen Wahrheiten der Eltern nicht mehr gelten, in dem das Buckeln in der Papierfabrik von der Freiheit der Worte abgelöst wird. Doch wird Hilla ihre wahre Heimat wirklich in der Sprache finden? 13.50/15 €. 18 Uhr. Frankenwerf Köln.

20.4. – Mayersche Buchhandlung Lesung. Jan-Uwe Rogge und Angelika Bartram – „Viel Spaß beim Erziehen!“. Jan-Uwe Rogge, Deutschlands bekanntester Erziehungsexperte, und Angelika Bartram erzählen darin Geschichten über die Probleme und Nöte der Familien von heute. Es versteht sich als Gegenthese zur öffentlichen Debatte: Kein Ratgeber, sondern ein Roman, in dem ein Professor beauftragt wird, einen Oscar für die „perfekte Erziehung“ zu verleihen. Er reist von Familie zu Familie und erlebt, wie die besten Rezepte scheitern und dass mehr Disziplin nicht die allein selig machende Lösung ist. Ohne erhobenen Zeigefinger werden konkrete Erziehungsprobleme thematisiert und manchmal ganz unerwartete Lösungen geboten. Das ultimative Entlastungsbuch für gestresste und verunsicherte Eltern. 7-10 €. 20.15 Uhr. Schildergasse 31-37, 50667 Köln.

25.4. – Allerweltshaus Lesung. Fatou Diome – „Ketal“ Lesung in französischer Sprache. Deutscher Part: N.N.13 Uhr. Körnerstraße 77-79, 50823 Köln.

5.5. – Mayersche Buchhandlung Lesung. Wigald Boning – „In Rio steht ein Hofbräuhaus“. Rio ist wie Gisele Bündchen mit Mundgeruch, die Polen haben gänzlich andere Vorstellungen von Kinderbelustigung und Atlantiküberquerungen sind nichts für kinderreiche Familien – diese und viele andere höchst interessanten Erkenntnisse gewann Wigald Boning auf seinen vielen Reisen nach Nah und Fern. Er fotografierte kleine Häuser und Katzen in Tiflis, fuhr Schlitten im kanadischen Niemandsland und wurde von thailändischen Fans in Bangkok bestaunt – und er kommentiert diese skurrilen, bewegenden und sehr amüsanten Begegnungen auf seine gewohnt trockene Art. Ein wunderbar unterhaltsame Reise auf (fast) alle Kontinente, und ein respektvoll-angenzwinkernder Blick auf die kulturellen Unterschiede zwischen uns und dem Rest der Welt. 7-10 €. 20.15 Uhr. Schildergasse 31-37, 50667 Köln.

6.5. – Stadtbibliothek Lesung. Necla Kelek – „Bittersüße Heimat“. Vom europäischen Istanbul bis ins wilde Kurdistan ist Necla Kelek gereist, an traumhafte Küsten und durch die majestätische Bergwelt Anatoliens, und hat ein Land vorgefunden, dessen Geschichtsträchtigkeit und Schönheit sich kaum ein Reisender entziehen kann; die Bewohner des einstigen osmanischen Weltreichs aber wirken seltsam unbehaart, heimatlos, als trieben sie auf einem Floß durch eine ihnen fremde Welt. 19 Uhr. Josef-Haubrich-Hof 1, 50676 Köln.

Leipzig

3.3. – Haus des Buches Lesung. Arno Geiger – „Alles über Sally“. Alfred und Sally sind schon reichlich lange verheiratet. Das Leben geht seinen Gang, allzu ruhig, wenn man Sally fragt. Als Einbrecher ihr Vorstadthaus in Wien heimsuchen, ist plötzlich nicht nur die häusliche Ordnung dahin: In einem Anfall von trotzigem Lebenshungrer beginnt Sally ein Verhältnis mit Alfreds bestem Freund. Und Alfred stellt sich endlich die entscheidende Frage: Was weiß ich von dieser Frau, nach dreißig gemeinsamen Jahren? Arno Geiger, der international gefeierte Buchpreisträger aus Österreich, schreibt noch einmal den großen Roman vom Liebesverrat. Eine Geschichte von Ehe und Liebe in unserer Zeit. 20 Uhr. Gerichtsweg 28, 04103 Leipzig.

10.3. – Haus des Buches Lesung. Stephan Thome – „Grenzgang“. Alle sieben Jahre steht Bergenstadt kopf. Man feiert Grenzgang, das traditionelle dreitägige Volksfest, und dabei werden nicht nur die Gemeindegrenzen abgeschritten. Auch abends im Festzelt wird ausprobiert, wie weit man gehen kann. Alle sind dabei, nur zwei stehen am Rand: Thomas Weidmann und Kerstin Werner. Er ist nach gescheiterter Uni-Karriere als Lehrer ans Gymnasium

Bergensstadt zurückgekehrt. Sie versorgt nach gescheiterter Ehe ihre demenzkranke Mutter und hat Ärger mit ihrem pubertierenden Sohn. Vor sieben Jahren beim letzten Grenzgang sind sich die beiden schon einmal begegnet, und damals ist etwas passiert, woran sich die beiden auch noch bei diesem Fest nur mit gemischten Gefühlen erinnern. 2/3 €. 20 Uhr. Gerichtsweg 28, 04103 Leipzig.

17.3. – Leipzig liest Lesung. Patrick Hofmann – „Die letzte Sau“. 19 Uhr. Rathausaal, Markt 1, 04109 Leipzig.

17.3. – Leipzig liest Lesung. Nadja Küchmeister – „Alle Lichter“. 20 Uhr. Café Mega Pon, Gottschedstraße 11, 04109 Leipzig.

18.3. – Leipzig liest Lesung. Ulrike Almut Sandig – „Flamingos“. 20 Uhr. Café Mega Pon, Gottschedstraße 11, 04109 Leipzig.

18.3. – Leipzig liest Lesung. Johann König – „Der Königsweg“. 20 Uhr. Theaterfabrik, Franz-Flemming-Straße 16, 04176 Leipzig.

18.3. – Leipzig liest Lesung. Nadja Küchmeister – „Alle Lichter“. 20 Uhr. Moritzbastei, Universitätsstraße 9, 04109 Leipzig.

18.3. – Leipzig liest Lesung. Joachim Gauck – „Winter im Sommer – Frühling im Herbst“. 20.15 Uhr. Lehmanns Fachbuchhandlung, Grimmische Straße 10, 04109 Leipzig.

18.3. – Leipzig liest Lesung. Harriet Köhler – „Und dann diese Stille“. 21 Uhr. Moritzbastei, Universitätsstraße 9, 04109 Leipzig.

18.3. – Leipzig liest Lesung. Ulrike Almut Sandig – „Flamingos“. 22 Uhr. Moritzbastei, Universitätsstraße 9, 04109 Leipzig.

18.3. – Leipzig liest Lesung. Clemens Meyer – „Gewalten“. 22.15 Uhr. Moritzbastei, Universitätsstraße 9, 04109 Leipzig.

18.3. – Leipzig liest Lesung. Anke Stelling – „Horchen“. 23.15 Uhr. Moritzbastei, Universitätsstraße 9, 04109 Leipzig.

19.3. – Leipzig liest Lesung. Christiane Neudecker – „Das siamesische Klavier“. 19.30 Uhr. FHL Verein Öffentlichkeitsarbeit, Eichendorffstraße 14, 04277 Leipzig.

19.3. – Leipzig liest Lesung. Martin Walser – „Leben und Schreiben. Tagebücher 1974-1978“. 20 Uhr. Haus des Buches, Gerichtsweg 28, 04103 Leipzig.

19.3. – Leipzig liest Lesung. Mirko Bonné – „Ausflug mit dem Zerberus“. 20 Uhr. Café Maga Pon, Gottschedstraße 11, 04109 Leipzig.

19.3. – Leipzig liest Lesung. Martin Suter – „Der Koch“. 20.15 Uhr. Lehmanns Buchhandlung, Grimmische Straße 10, 04109 Leipzig.

19.3. – Leipzig liest Lesung. Matthias Politycki – „Jenseitsnovelle“. 20.30 Uhr. Café Kleine Träumerei, Münzgasse 7, 04107 Leipzig.

19.3. – Leipzig liest Lesung. Clemens Meyer – „Gewalten“. 21 Uhr. Laden für Nichts, Spinnereistraße 7, 04109 Leipzig.

19.3. Leipzig liest Lesung. Patrick Hofmann – „Die letzte Sau“. 21 Uhr. Café Pusckin, Karl-Liebknecht-Straße 74, 04275 Leipzig.

19.3. – Leipzig liest Lesung. Harald Martenstein – „Der Titel ist die halbe Miete“. 21.30 Uhr. Hochschule für Telekommunikation, Gustav-Freytag-Straße 43, 04277 Leipzig.

20.3. – Leipzig liest Lesung. Mirko Bonné – „Ausflug mit dem Zerberus“. 17 Uhr. Kultur- und Kommunikationszentrum naTo, Karl-Liebknecht-Straße 48, 04107 Leipzig.

20.3. – Leipzig liest Lesung. Georg Klein – „Roman unserer Kindheit“. 17 Uhr. Bibliotheca Albertina, Beethovenstraße 6, 04107 Leipzig.

20.3. – Leipzig liest Lesung. Helge Timmerberg – „Der Jesus vom Sexshop“. 18 Uhr. Stadtbad, Eutritzscher Straße 21, 04105 Leipzig.

20.3. – Leipzig liest Lesung. Michael de Ridder – „Wie wollen wir sterben“. 19 Uhr. Lehmanns Fachbuchhandlung, Brüderstraße 53, 04103 Leipzig.

20.3. – Leipzig liest Lesung. Erika Riemann – „Stalins Bart ist ab“. 19 Uhr. Friedrich-Ebert-Stiftung, Burgstraße 25, 04109 Leipzig.

20.3. – Leipzig liest Lesung. Reiner Kunze – „Wort ist Währung“ Gedichte aus 50 Jahren. 20 Uhr.

Gohliser Schlösschen, Menckestraße 23, 04155 Leipzig.

20.3. – Leipzig liest Lesung. Clemens Meyer – „Gewalten“. 20.15 Uhr. Lehmanns Buchhandlung, Grimmaische Straße 10, 109 Leipzig.

20.3. – Leipzig liest Lesung. Ulrike Almut Sandig – „Flamingos“. 21 Uhr. Skala, Gottschedstraße 16, 04109 Leipzig.

15.4. – Frauenkultur e.V. Lesung. Bärbel Reetz – „Lenins Schwestern“. Das Buch erzählt von Frauen im Aufbruch, die sich für die großen utopischen Entwürfe ihrer Zeit – Sozialismus, Marxismus und Psychoanalyse – leidenschaftlich engagierten, von ihrem Gelingen und Scheitern in Zeiten dramatischer gesellschaftlicher Umbrüche. (Suhrkamp Verlag). 19 Uhr. Windscheidstraße 51, 04277 Leipzig.

Ludwigsburg

20.4. – Frisörsalon Sebastian Jödicke Lesung. Christian Schönemann – „Die Studentin“. Im Rahmen der Ludwigsburger Krimitage liest Christian Schönemann aus seinem Krimi „Die Studentin. Der dritte Fall für den Frisör“. 20 Uhr. Könerstraße 19, 71634 Ludwigsburg.

Lüneburg

10.3. – Universität Lesung. Martin Suter – „Der Koch“. Weltweite Finanzkrise, Bürgerkrieg in Sri Lanka und eine Firma, die in aller Verschwiegenheit boomt: „Love Food“ fürs diskrete Tête-à-Tête. Politische Gegenwart, Liebesgeschichte, Exotik und Sinnlichkeit – ein Roman, der keinen Wunsch offen lässt. 20 Uhr. Hörsaal 1, Scharnhorsterstraße 1, 21335 Lüneburg.

25.4. – Konzertscheune Lesung. Gisela May – „Es wechseln die Zeiten“. Gisela May liest aus ihren Erinnerungen. 16.30 Uhr. Gut Wienebüttel, 21339 Lüneburg.

28.4. – Heinrich-Heine-Haus Lesung. Maria Elisabeth Straub – „Sommer mit Emma“. 19 Uhr. Am Ochsenmarkt 1, 21335 Lüneburg.

Marbach

17.3. – Alte Universität Lesung. Martin Suter – „Der Koch“. Weltweite Finanzkrise, Bürgerkrieg in Sri Lanka und eine Firma, die in aller Verschwiegenheit boomt: „Love Food“ fürs diskrete Tête-à-Tête. Politische Gegenwart, Liebesgeschichte, Exotik und Sinnlichkeit – ein Roman, der keinen Wunsch offen lässt. 20 Uhr. Alte Aula, Lahntor 3, 35032 Marbach.

München

4.3. – Evangelische Stadtakademie Lesung. Stephan Kulle – „40 Tage im Kloster des Dalai Lama“. 19.30 Uhr. Herzog-Wilhelm-Straße 24, 80331 München.

23.3. – Literaturhaus Lesung. Martin Walser – „Leben und Schreiben. Tagebücher 1974-1978“. 20 Uhr. Salvatorplatz 1, 80331 München.

25.3. – Literaturhaus Lesung. Meir Shalev – „Aller Anfang“. Die erste Liebe, das erste Lachen, der erste Traum und andere erste Male in der Bibel. Im Anfang war das Wort. Aber wer gab wem den ersten Kuss? Worüber wurde zum ersten Mal gelacht, zum ersten Mal geweint? Wer empfand den ersten Hass? Wovon handelte der erste Traum? 20 Uhr. Salvatorplatz 1, 80333 München.

12.4. – Lyrikkabinett Lesung. „Poetry in Motion“. Mit Polar Bear (London), Felix Römer (Kassel) und Moritz Kienemann (München). Moderation: Ko Bylanzky. An den Turntables: Poetry DJ Rayl Patzak.

Mit freundlicher Unterstützung des Kulturreferats. 5-7 €. 20 Uhr. Amalienstraße 83a, 80799 München.

13.4. – Lyrikkabinett Lesung. Michael Basse – „Skype connected“. Michael Basse liest aus seinem neuen Gedichtband. Einführung: Katrin Schuster. 5-7 €. 20 Uhr. Amalienstraße 83a, 80799 München.

19.4. – Lyrikkabinett Lieder in Auswahl. „So sie mir pfiff zum Katzenlohn“. Oswald von Wolkenstein (1377-1445): Die Lieder in Auswahl. Ins Neuhochdeutsche übertragen und präsentiert von Gerhard Ruiss. 5-7 €. 20 Uhr. Amalienstraße 83a, 80799 München.

26.4. – Lyrikkabinett Präsentation. „in states unborn and accents yet unknown“. Shakespeare's Sonnets Global – eine Anthologie zum 400sten Erscheinen von Shakespeares Sonneten. Präsentation des Buch- und DVD-Projekts von Jürgen Gutsch und Manfred Pfister. Einführung: Werner von Koppenfels. 5-7 €. 20 Uhr. Amalienstraße 83a, 80799 München.

5.5. – Literaturhaus Lesung. Amélie Nothomb – „Der japanische Verlobte“. Einzige Lesung in Deutschland. Lesung in französischer Sprache und deutscher Übersetzung. 20 Uhr. Salvatorplatz 1, 80333 München.

Nürnberg

30.4. – printeria store Lesung. Christoph Poschenrieder – „Die Welt ist im Kopf“. Einführung: Dr. Norbert Schürger. 18 Uhr. Hauptmarkt 2, An der Fleischbrücke, 90403 Nürnberg.

Ravensburg

14.4. – Buchhandlung RavensBuch Lesung. Christoph Poschenrieder – „Die Welt ist im Kopf“. Gespräch mit Lektorin Silvia Zanovello. 20 Uhr. Marienplatz 34, 88212 Ravensburg.

Regensburg

23.3. – Atlantis-Lesestube Lesung. Hans Joachim Schädlich – „Kokoschkins Reise“. Der Exilrusse Fjodor Kokoschkin kehrt auf der Queen Mary 2 von einer Reise an die Orte seiner Kindheit und Jugend nach New York zurück. Seine Erinnerungen rufen die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts mit ihren Verfolgungen, Schicksalen und Emigrationen wach. 20 Uhr. Wahlenstraße 8, 93047 Regensburg.

Rostock

22.4. – Universitätsbuchhandlung Weiland Lesung. Jürgen Brater – „Lexikon der verblüffenden Erkenntnisse“. 20.15 Uhr. Kroepeliner Straße 80, 18055 Rostock.

Stuttgart

9.3. – Literaturhaus Lesung. Martin Walser – „Leben und Schreiben. Tagebücher 1974-1978“. 20 Uhr. Breitscheidstraße 4, 70174 Stuttgart.

10.3. – Literaturhaus Lesung. Georg Klein – „Roman unserer Kindheit“. „Erzähl schon!“, sagt sie schließlich, und es klingt merkwürdig dumpf. Der ältere Bruder aber hebt den Kopf und guckt über die Büsche und Baumspitzen in den weiß betupften Himmel. Ein scheinbar ewiger Sommer umfängt Neubaublöcke, amerikanische Kasernen, ein verlassenes Wirtshaus unter uralten Kastanien und die Laubenkolonie, wo die Kinder der Neuen Siedlung sich die großen Ferien vertreiben. Langsam, kaum merklich, sickert das Unheimliche ein: Ein Mord wird angekündigt, dann kommen die Boten, buchstäblich aus einer anderen Welt. Und es sieht aus, als könnten sie zumindest eines der Siedlungskinder auf die Nachtseite dieses Sommers hinüberziehen. „Roman unserer Kindheit“ ist zugleich ein radikal

autobiographisches und magisch-phantastisches Buch, ein Kindheitsroman voll fiebrigem Witz und dunkler Einsicht. 20 Uhr. Breitscheidstraße 4, 70174 Stuttgart.

11.3. – Literaturhaus Lesung. Cathérine Millet – „Eifersucht“. Ein Briefumschlag auf dem Schreibtisch ihres Mannes, darin ein eindeutiges Foto einer nackten Schwangeren. Systematisch sucht die Betrogene nach weiteren Beweisen für Jacques' Untreue. Ihre Eifersucht wird umso qualvoller, je mehr sie in Erfahrung bringt, und schließlich stürzt sie in eine tiefe Krise, deren einziger Ausweg die Erkundung des eigenen Ichs wird. Sieben Jahre nach ihrem Skandalerfolg „Das sexuelle Leben der Catherine M.“ beschreibt die Autorin aus Frankreich nun die andere Seite der Liebe. Ihr Buch ist die minutiöse Darstellung des Seelenlebens einer betrogenen Frau und zugleich eine zutiefst bewegende Liebesgeschichte. 20 Uhr. Breitscheidstraße 4, 70174 Stuttgart.

23.4. – Literaturhaus Lesung. Anna Katharina Hahn – „Sommerloch“. Anlässlich des „Welttag des Buches“. Thema: „Mein Buch Nr. 1“. „Es ist wohl an der Zeit, zuzusagen verdammt nötig, dass ich mal meine Sicht der Dinge klarstelle. Schon wegen der netten Grüße aus der Nachbarschaft, die sich in den letzten Tagen auf meiner Fußmatte angehäuft haben – faulige Bananen und Äpfel, alte Salatköpfe und zerschlagene Eier – besonders lecker jetzt im Hochsommer, dazu die zwei gefüllten Kondome, rosa genoppt, aber immerhin zugeknötet, danke. Ich schreibe alles auf, was bleibt mir anderes übrig.“ Gemeinheiten, Frust und handfester Krach bestimmen den Alltag in Anna Katharina Hahns Erzählband „Sommerloch“. In den rotzofrechen Geschichten kommen Menschen aus den unterschiedlichsten Milieus zu Wort – und zeigen sich dabei nicht immer von der nettesten Seite: als mittelmäßige Vorortmachos, die im Freibad auf Frischfleisch lauern, als diätbesessene Karrierefrauen oder ausgekochte Provinzgören, die sich etwas Geld dazuverdienen. (Suhrkamp Verlag). 19.30 Uhr. Breitscheidstraße 4, 70174 Stuttgart.

4.5. – Stadtbücherei im Wilhelmispalais Lesung. Adam Davies – „Dein oder mein“. Lesung in englischer Sprache. Deutscher Part: Götz Schneyder. 19.30 Uhr. Konrad-Adenauer-Straße 2, 70173 Stuttgart.

12.5. – Treffpunkt Rotebühlplatz Lesung. Martin Suter – „Der Koch“. Moderation: Wolfgang Niess. Die Veranstaltung ist Teil der Reihe Autor im Gespräch. 20 Uhr. Rotebühlplatz 28, 70173 Stuttgart.

22.4. – Theaterhaus T1 Lesung. Michael Mittermeier – „Achtung Baby“. Jahrelang hat Michael Mittermeier auf der Bühne Späße über junge Eltern gemacht. Vor kurzem ist er selbst Vater geworden. Wie seine Tochter sein Leben verändert und worüber er jetzt lacht, erzählt er in diesem Buch. Es fängt an in der Zeit davor, als Eltern noch die Anderen sind – bemitleidenswerte Wesen, die mit müden Augen und Breiflecken auf der Hose beteuern, dass sie sich auf den Urlaub im Kinderhotel freuen. Und die sich nur für eins interessieren: „Und wann ist es bei euch soweit?“. (Kiepenheuer & Witsch). 20 Uhr. Siemensstraße 11, 70469 Stuttgart.

Zwickau

21.3. – Robert-Schumann-Haus Buchpräsentation mit zwei Neuerscheinungen. Veranstaltung der Robert-Schumann-Gesellschaft Zwickau e.V. Vorgestellt werden die Bücher: „Unterwegs mit Schumann – Ein musikalischer Reisebegleiter“ (Verlag StadtMuseum Bonn) und „Robert Schumann – Musik und Leidenschaft“ (Siedler Verlag). 11 Uhr. Hauptmarkt 5, 08056 Zwickau.

Stets aktuelle Veranstaltungskalender für D/AT/CH und für Berlin unter:

www.berlinerliteraturkritik.de

Skanda

aaaaaaaaaaaaaaaa
aaaaaaaaaaaaaaaa
aaal



68 BÜHNEN // 8 BUS-SHUTTLE-ROUTEN // PARTY
SONNABEND, 10. APRIL 2010: VON 19.00 BIS 1.00 UHR
INFO- & TICKETHOTLINE: 030.47 99 74 74
WWW.BERLIN-BUEHNEN.DE



Und WO bleibt Ihr Gedicht



- ▶ Geben Sie Ihrem Gedicht ein **Publikum!**
- ▶ **Tausende Leser** jeden Tag für Ihr Werk.
- ▶ In einer **der größten Gedichte-**
sammlungen im Web.
- ▶ Mit mehr als **27.000** Gedichten.
- ▶ **Gratis** zum Ausdrucken, Runterladen
und Verschicken.
- ▶ Auch Sie können Ihr Gedicht
einreichen unter
www.jokers.de/gratis-gedichte

Jokers
Wo kluge Leute Bücher kaufen

März 2010 Großer Jokers Lyrik-Preis
Ihr Gedicht kann 1.000 Euro gewinnen!
Mitmachen unter: www.jokers.de/lyrikpreis